

## **11. Sitzung**

Martin Heidegger: "Aus einem Gespräch von der Sprache. Zwischen einem Japaner und einem Fragenden", in: ders.: *Unterwegs zur Sprache*, Pfullingen: Verlag Günther Neske, 1959, 85-154

MARTIN HEIDEGGER

UNTERWEGS

ZUR

SPRACHE

NECKE

AUS EINEM GESPRÄCH VON DER SPRACHE

Zwischen einem Japaner und einem Fragenden

- J Sie kennen den Grafen Shuzo Kuki. Er hat mehrere Jahre bei Ihnen studiert.
- F Dem Grafen Kuki gehört mein bleibendes Andenken.
- J Er ist zu früh gestorben. Sein Lehrer Nishida hat ihm die Grabschrift geschrieben und über ein Jahr lang an dieser höchsten Ehrung für seinen Schüler gearbeitet.
- F Zu meiner großen Freude besitze ich Aufnahmen von Kukis Grab und von dem Hain, darin es steht.
- J Ich kenne den Tempelgarten in Kyoto. Viele meiner Freunde besuchen dort mit mir oft den Grabstein. Der Garten wurde Ende des zwölften Jahrhunderts von dem Priester Honen auf dem östlichen Hügel der damaligen Kaiserstadt Kyoto als Ort der Besinnung und Versenkung gegründet.
- F So bleibt denn dieser Tempelhain der gemäße Ort für den früh Verstorbenen.
- J Galt doch all seine Besinnung dem, was die Japaner *Iki* nennen.
- F Was dieses Wort sagt, konnte ich in den Gesprächen mit Kuki stets nur aus der Ferne ahnen.

- J Graf Kuki hat später, nach seiner Rückkehr aus Europa, in Kyoto Vorlesungen über die Ästhetik der japanischen Kunst und Dichtung gehalten. Sie sind als Buch erschienen. Er versucht darin, das Wesen der japanischen Kunst mit Hilfe der europäischen Ästhetik zu betrachten.
- F Aber dürfen wir uns bei einem solchen Vorhaben an die Ästhetik wenden?
- J Warum nicht?
- F Der Name und das, was er nennt, stammen aus dem europäischen Denken, aus der Philosophie. Deshalb muß die ästhetische Betrachtung dem ostasiatischen Denken im Grunde fremd bleiben.
- J Sie haben wohl recht. Allein wir Japaner müssen die Ästhetik zu Hilfe rufen.
- F Wofür?
- J Sie verschafft uns die nötigen Begriffe, um das zu fassen, was uns als Kunst und Dichtung angeht.
- F Benötigen Sie Begriffe?
- J Vermutlich ja; denn seit der Begegnung mit dem europäischen Denken kommt ein Unvermögen unserer Sprache an den Tag.
- F Inwiefern?
- J Es fehlt ihr die begrenzende Kraft, Gegenstände in der

- eindeutigen Zuordnung zueinander als wechselweise über- und untergeordnete vorzustellen.
- F Halten Sie dieses Unvermögen im Ernst für einen Mangel Ihrer Sprache?
- J Bei der unausweichlich gewordenen Begegnung der ostasiatischen Welt mit der europäischen verlangt Ihre Frage gewiß eine eindringliche Überlegung.
- F Sie rühren jetzt an eine Streitfrage, die ich mit Graf Kuki oft erörterte, die Frage nämlich, ob es für die Ostasiaten nötig und berechtigt sei, den europäischen Begriffssystemen nachzujagen.
- J Es scheint so, als gäbe es angesichts der modernen Technisierung und Industrialisierung aller Erdteile hier kein Ausweichen mehr.
- F Sie reden vorsichtig und sagen: Es scheint...
- J Allerdings. Denn immer bleibt noch die Möglichkeit, daß, von unserem ostasiatischen Dasein her gesehen, die uns mitreißende technische Welt auf das Vordergründige sich beschränken muß und... daß...
- F ...dadurch eine wahrhafte Begegnung mit dem europäischen Dasein trotz aller Angleichungen und Vermischungen doch nicht geschieht.
- J Vielleicht gar nicht geschehen kann.
- F Dürfen wir dies so unbedingt behaupten?

- J Ich bin der Letzte, der es wagte, sonst wäre ich nicht nach Deutschland gekommen. Aber ich spüre immerfort die Gefahr, der offensichtlich auch Graf Kuki nicht Herr geworden ist.
- F Welche Gefahr meinen Sie?
- J Daß wir uns durch den Reichtum des Begrifflichen, den der europäische Sprachgeist bereit hält, verleiten lassen, das, was unser Dasein in den Anspruch nimmt, zu etwas Unbestimmtem und Verfließendem herabzusetzen.
- F Allein es droht eine weit größere Gefahr. Sie geht uns beide an, sie ist um so bedrohlicher, je unauffälliger sie bleibt.
- J Wieso?
- F Die Gefahr droht aus einer Gegend, in der wir sie nicht vermuten, wo wir sie indessen gerade erfahren müßten.
- J Sie haben die Gefahr demnach schon erfahren; anders könnten Sie sonst nicht darauf weisen.
- F Erfahren habe ich sie längst nicht in ihrer vollen Tragweite, aber geahnt, und zwar in den Gesprächen mit dem Grafen Kuki.
- J Haben Sie mit ihm darüber gesprochen?
- F Nein. Die Gefahr stieg aus den Gesprächen selbst auf, insofern es Gespräche waren.
- J Was Sie meinen, verstehe ich nicht.

- F Unsere Gespräche waren keine gelehrte, eigens veranstaltete Diskussion. Wo dergleichen stattzufinden schien, wie in den Seminarübungen, da schwieg Graf Kuki. Die Gespräche, die ich meine, ergaben sich wie ein freies Spiel in unserem Hause, wohin Graf Kuki auch bisweilen mit seiner Frau kam, die dann eine festliche japanische Kleidung trug. Die ostasiatische Welt leuchtete dadurch heller, und die Gefahr unserer Gespräche kam deutlicher zum Vorschein.
- J Ich verstehe immer noch nicht, was Sie meinen.
- F Die Gefahr unserer Gespräche verbarg sich in der Sprache selbst, nicht in dem, was wir durchsprachen, auch nicht in dem, wie wir dies versuchten.
- J Aber Graf Kuki beherrschte doch die deutsche Sprache, die französische und die englische Sprache ungewöhnlich gut.
- F Gewiß. Er konnte, was zur Erörterung stand, in europäischen Sprachen sagen. Wir erörterten aber das Iki; dabei blieb mir der japanische Sprachgeist verschlossen; und er ist es heute noch.
- J Die Sprachen des Gespräches verlagerten alles in das Europäische.
- F Zu sagen jedoch versuchte das Gespräch das Wesentliche der ostasiatischen Kunst und Dichtung.
- J Jetzt verstehe ich schon eher, wo Sie die Gefahr wittern. Die Sprache des Gespräches zerstörte fortgesetzt die Möglichkeit, das zu sagen, was besprochen wurde.

- F Vor einiger Zeit nannte ich, unbeholfen genug, die Sprache das Haus des Seins. Wenn der Mensch durch seine Sprache im Anspruch des Seins wohnt, dann wohnen wir Europäer vermutlich in einem ganz anderen Haus als der ostasiatische Mensch.
- J Gesetz, daß die Sprachen hier und dort nicht bloß verschieden sondern von Grund aus anderen Wesens sind.
- F So bleibt denn ein Gespräch von Haus zu Haus beinahe unmöglich.
- J Sie sagen mit Recht «beinahe». Denn ein Gespräch war es immer noch; und, wie ich vermuten möchte, ein erregendes. Denn Graf Kuki kam in seinen Seminarübungen, die er an der Universität Kyoto mit uns abhielt, immer wieder auf die Gespräche mit Ihnen zurück. Meistens geschah es dann, wenn wir darauf drängten, deutlicher den Grund zu erkennen, der ihn damals bewogen hat, nach Deutschland zu reisen, um bei Ihnen zu lernen. Ihr Buch «Sein und Zeit» war damals noch nicht erschienen. Aber mehrere japanische Professoren, darunter unser hochverehrter Professor Tanabē, gingen nach dem ersten Weltkrieg zu Husserl nach Freiburg i. Br., um bei ihm die Phänomenologie zu studieren. Von da her kannten meine Landsleute Sie persönlich.
- F Was Sie erwähnen, trifft zu. Ich las in jenen Jahren als Assistent bei Husserl regelmäßig jede Woche mit den Herren aus Japan Husserls erstes Hauptwerk, die «Logischen Untersuchungen». Der Meister selbst schätzte in jener Zeit sein um die Jahrhundertwende erschienenenes Werk nicht mehr besonders hoch ein. Ich selbst hatte jedoch meine Gründe, weshalb ich den «Logischen Untersuchungen» für die Zwecke einer

Einführung in die Phänomenologie den Vorzug gab. Und der Meister duldet großzügig meine Wahl.

- J Unsere Professoren hörten damals, ich glaube, es war im Jahre 1921, eine Vorlesung bei Ihnen. Sie brachten eine Nachschrift mit nach Japan. Der Titel lautete, wenn ich mich nicht täusche: «Ausdruck und Erscheinung».
- F Dies war jedenfalls das Thema der Vorlesung. Allein, Professor Kuki muß doch besondere Gründe gehabt haben, daß er zu mir nach Marburg kam.
- J Allerdings, und ich glaube, die Gründe gehen auf jene Vorlesung zurück, deren Nachschrift in Japan auch anderwärts viel besprochen wurde.
- F Nachschriften sind freilich trübe Quellen; überdies war die Vorlesung sehr unvollkommen. Indes regte sich darin der Versuch, einen Weg zu gehen, von dem ich nicht wußte, wohin er führen werde. Nur seine nächsten Ausblicke waren mir bekannt, weil sie mich unablässig lockten, wenngleich sich der Gesichtskreis öfters verschob und verdunkelte.
- J Davon müssen auch meine Landsleute etwas geahnt haben. Man hörte immer wieder, daß Ihre Fragen um das Problem der Sprache und des Seins kreisten.
- F Dies war auch nicht allzu schwer zu erkennen; denn schon im Titel meiner Habilitationsschrift aus dem Jahre 1915 «Die Kategorien- und Bedeutungslehre des Duns Scotus» kamen die beiden Ausblicke zum Vorschein: «Kategorienlehre» ist der übliche Name für die Erörterung des Seins des Seienden; «Bedeutungslehre» meint die grammatica specu-

lativa, die metaphysische Besinnung auf die Sprache in ihrem Bezug zum Sein. Doch all diese Verhältnisse waren mir damals noch undurchsichtig.

- J Darum haben Sie auch zwölf Jahre geschwiegen.
- F Und ich habe das 1927 erschienene Buch «Sein und Zeit» Husserl gewidmet, weil die Phänomenologie Möglichkeiten eines Weges schenkte.
- J Mir scheint jedoch, die Thematik «Sprache und Sein» blieb im Hintergrund.
- F Sie blieb es schon in der von Ihnen genannten Vorlesung aus dem Jahre 1921. So stand es auch mit den Fragen nach der Dichtung und der Kunst. In jener Zeit des Expressionismus waren mir diese Bereiche stets gegenwärtig, mehr jedoch und schon aus meiner Studienzeit vor dem ersten Weltkrieg die Dichtung Hölderlins und Trakls. Und noch früher in den letzten Jahren am Gymnasium, datumsmäßig im Sommer 1907, traf mich die Frage nach dem Sein in der Gestalt der Dissertation von Franz Brentano, dem Lehrer von Husserl. Sie ist betitelt: «Von der mannigfachen Bedeutung des Seienden nach Aristoteles» und stammt aus dem Jahr 1862. Dieses Buch schenkte mir damals mein väterlicher Freund und Landsmann, der spätere Erzbischof von Freiburg i. Br., Dr. Conrad Gröber. Zu jener Zeit war er Stadtpfarrer an der Dreifaltigkeitskirche in Konstanz.
- J Besitzen Sie dieses Buch noch?
- F Hier können Sie es sehen und den Eintrag lesen, der lautet: Mein erster Leitfaden durch die griechische Philosophie

während der Gymnasialzeit. Ich erzähle Ihnen dies alles nicht, um die Meinung zu erwecken, ich hätte damals schon alles gewußt, was ich heute noch frage. Aber vielleicht bestätigt sich Ihnen, der Sie als Professor für deutsche Literatur Hölderlins Werk besonders lieben und kennen, ein Wort des Dichters, das in der vierten Strophe der Rheinymne anhebt: «. . . Denn / Wie du anfiengst, wirst du bleiben,»

- J Das Fragen nach Sprache und Sein ist vielleicht ein Geschenk des Lichtstrahls, der Sie getroffen.
- F Wer dürfte sich die Zuwendung eines solchen Geschenkes anmaßen? Ich weiß nur dies eine: Weil die Besinnung auf Sprache und Sein meinen Denkweg von früh an bestimmt, deshalb bleibt die Erörterung möglichst im Hintergrund. Vielleicht ist es der Grundmangel des Buches «Sein und Zeit», daß ich mich zu früh zu weit vorgewagt habe.
- J Dies läßt sich von Ihren Gedanken über die Sprache kaum behaupten.
- F Freilich weniger, denn ich habe erst zwanzig Jahre nach der Habilitationsschrift in einer Vorlesung gewagt, die Frage nach der Sprache zu erörtern. Es geschah um dieselbe Zeit, da ich die ersten Auslegungen von Hölderlins Hymnen in Vorlesungen mitteilte. Im Sommersemester des Jahres 1934 hielt ich eine Vorlesung unter dem Titel: «Logik». Es war jedoch eine Besinnung auf den λόγος, worin ich das Wesen der Sprache suchte. Indes dauerte es noch einmal beinahe ein Jahrzehnt, bis ich zu sagen vermochte, was ich dachte – das gemäße Wort fehlt auch heute noch. Der Ausblick für das Denken, das dem Wesen der Sprache zu entsprechen sich abmüht, bleibt in seiner ganzen Weite noch verhüllt. Darum



Warum nicht japanisch gelesen?

sehe ich noch nicht, ob, was ich als Wesen der Sprache zu denken versuche, auch dem Wesen der ostasiatischen Sprache genügt, ob am Ende gar, was zugleich der Anfang wäre, ein Wesen der Sprache zur denkenden Erfahrung gelangen kann, das die Gewähr schenkte, daß europäisch-abendländisches und ostasiatisches Sagen auf eine Weise ins Gespräch kämen, in der Solches singt, das einer einzigen Quelle entströmt.

- J Die aber dann beiden Sprachwelten noch verborgen bliebe.
- F Dies meine ich. Darum ist mir Ihr Besuch besonders willkommen. Weil Sie schon Dramen von Kleist und einige meiner Vorträge über Hölderlin ins Japanische übersetzt haben, weil Ihr Nachdenken im besonderen der Dichtung gilt, besitzen Sie ein helleres Ohr für die Fragen, die ich schon vor nahezu fünfunddreißig Jahren an Ihre Landsleute richtete.
- J Sie dürfen mein Vermögen nicht überschätzen, zumal da ich von unserer japanischen Dichtung her immer noch Mühe habe, die europäische Dichtung wesensgerecht zu erfahren.
- F Wenn auch die Gefahr bleibt, die unser in deutscher Sprache geführtes Gespräch notwendig in sich birgt, so glaube ich doch, daß ich selber inzwischen einiges gelernt habe, um besser zu fragen als vor mehreren Jahrzehnten.
- J Damals gingen die Gespräche meiner Landsleute mit Ihnen, im Anschluß an Ihre Vorlesung, nach einer anderen Richtung.
- F Deshalb frage ich Sie jetzt: Welche Gründe veranlaßten die japanischen Professoren und hernach vor allem den Grafen

Kuki, jener Vorlesungsnachschrift eine besondere Beachtung zu schenken?

- J Ich kann nur von den Darlegungen Kukis berichten. Völlig klar wurden sie mir nie; denn er berief sich bei der Kennzeichnung Ihres Denkens häufig auf die Namen «Hermeneutik» und «hermeneutisch».
- F Ich gebrauchte diese Titel, soweit ich erinnere, zuerst in einer späteren Vorlesung, im Sommer 1923. Damals begann ich die ersten Niederschriften zu «Sein und Zeit».
- J Graf Kuki gelang es nach unserem Urteil nicht, die Titel in einer befriedigenden Weise zu erklären, weder hinsichtlich der Wortbedeutung, noch in bezug auf den Sinn, demgemäß Sie von einer hermeneutischen Phänomenologie sprachen. Kuki betonte nur stets, der Name solle eine neue Richtung der Phänomenologie bezeichnen.
- F So mag es wohl ausgesehen haben. Indessen kam es mir weder auf eine Richtung innerhalb der Phänomenologie noch gar auf das Neue an. Ich versuchte vielmehr umgekehrt, das Wesen der Phänomenologie ursprünglicher zu denken, um sie auf diese Weise eigens in ihre Zugehörigkeit zur abendländischen Philosophie zurückzuführen.
- J Doch warum wählten Sie den Titel «Hermeneutik»?
- F Die Antwort auf Ihre Frage steht in der Einleitung zu «Sein und Zeit» (§ 7 C). Aber ich sage Ihnen gern einiges dazu, was dem Gebrauch des Namens den Anschein des Zufälligen nimmt.

- J Ich erinnere mich, daß man sich gerade daran gestoßen hat.
- F Der Titel «Hermeneutik» war mir aus meinem Theologiestudium her geläufig. Damals wurde ich besonders von der Frage des Verhältnisses zwischen dem Wort der Heiligen Schrift und dem theologisch-spekulativen Denken umgetrieben. Es war, wenn Sie wollen, dasselbe Verhältnis, nämlich zwischen Sprache und Sein, nur verhüllt und mir unzugänglich, so daß ich auf vielen Um- und Abwegen vergeblich nach einem Leitfaden suchte.
- J Ich kenne die christliche Theologie zu wenig, um zu überschauen, was Sie erwähnen. Aber offenbar sind Sie durch Herkunft und Studiengang in der Theologie ganz anders beheimatet als diejenigen, die von außen her sich einiges anlesen, was in diesen Bereich gehört.
- F Ohne diese theologische Herkunft wäre ich nie auf den Weg des Denkens gelangt. Herkunft aber bleibt stets Zukunft.
- J Wenn beide einander rufen und die Besinnung in solchem Rufen einheimisch wird . . .
- F und so zur wahren Gegenwart. – Später fand ich den Titel «Hermeneutik» bei Wilhelm Dilthey in seiner Theorie der historischen Geisteswissenschaften wieder. Dilthey war die Hermeneutik aus der *selben* Quelle her vertraut, aus seinem Theologiestudium, insbesondere aus seiner Beschäftigung mit Schleiermacher.
- J Hermeneutik ist, soweit ich aus der Philologie unterrichtet bin, eine Wissenschaft, die von den Zielen, Wegen und Regeln der Auslegung literarischer Werke handelt.

- F Zuerst und maßgebend bildete sie sich aus im Verein mit der Auslegung des Buches der Bücher, der Bibel. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlaß wurde eine Vorlesung herausgegeben unter dem Titel: «Hermeneutik und Kritik mit besonderer Beziehung auf das Neue Testament» (1838). Ich habe diese Vorlesung zur Hand und lese Ihnen die beiden ersten Sätze der «Allgemeinen Einleitung» vor:
- «Hermeneutik und Kritik, beide philologische Disciplinen, beide Kunstlehren, gehören zusammen, weil die Ausübung einer jeden die andere voraussetzt. Jene ist im allgemeinen die Kunst, die Rede eines andern, vornehmlich die schriftliche, richtig zu verstehen; diese die Kunst, die Ächtheit der Schriften und Schriftstellen richtig zu beurtheilen und aus genügenden Zeugnissen und Datis zu constatiren.»
- J Darnach kann die Hermeneutik, im passenden Sinne erweitert, die Theorie und Methodenlehre für jede Art der Interpretation, z. B. auch der Werke der bildenden Kunst, bezeichnen.
- F Durchaus.
- J Gebrauchen Sie den Namen Hermeneutik in diesem weiten Sinne?
- F Soll ich im Stil Ihrer Frage bleiben, dann muß ich antworten: Der Name Hermeneutik ist in «Sein und Zeit» in einer *noch* weiteren Bedeutung gebraucht; «weiter» meint hier allerdings nicht die bloße Ausweitung derselben Bedeutung auf einen noch größeren Geltungsbereich; «weiter» besagt: aus jener Weite, die aus dem anfänglichen Wesen entspringt. Hermeneutik meint in S. u. Z. weder die Lehre von der

Auslegungskunst noch das Auslegen selbst, vielmehr den Versuch, das Wesen der Auslegung allererst aus dem Hermeneutischen zu bestimmen.

- J Doch was heißt dann hermeneutisch? Ich wage nicht, ob zwar dies nahe liegt, dem Verdacht nachzugeben, daß Sie jetzt das Wort «hermeneutisch» willkürlich gebrauchen. Wie dem auch sei, mir liegt daran, von Ihnen eine, wenn ich so sagen darf, authentische Erklärung Ihres Sprachgebrauches zu hören, sonst bleibt auch fernerhin unklar, von woher das Nachsinnen des Grafen Kuki bewegt wurde.
- F Ich entspreche Ihrer Bitte gern. Nur dürfen Sie nicht zuviel erwarten. Denn die Sache ist rätselhaft, und vielleicht handelt es sich auch gar nicht um eine Sache.
- J Eher um einen Vorgang.
- F Oder um einen Sach-Verhalt. Doch wir geraten mit solchen Namen alsbald ins Unzureichende.
- J Dies aber doch nur dann, wenn wir jenes schon irgendwie im Blick haben, wohin unser Sagen reichen möchte.
- F Es wird Ihnen kaum entgangen sein, daß ich in meinen späteren Schriften die Namen «Hermeneutik» und «hermeneutisch» nicht mehr verwende.
- J Man sagt, Sie hätten Ihren Standpunkt gewechselt.
- F Ich habe einen früheren Standpunkt verlassen, nicht um dagegen einen anderen einzutauschen, sondern weil auch der vormalige Standort nur ein Aufenthalt war in einem

Unterwegs. Das Bleibende im Denken ist der Weg. Und Denkwege bergen in sich das Geheimnisvolle, daß wir sie vorwärts und rückwärts gehen können, daß sogar der Weg zurück uns erst vorwärts führt.

- J «Vorwärts» meinen Sie offenbar nicht im Sinne eines Fortschrittes, sondern . . . sondern . . . mir fällt es schwer, das rechte Wort zu finden.
- F «Vor» – in jenes Nächste, das wir ständig übereilen, das uns jedesmal neu befremdet, wenn wir es erblicken.
- J Was wir darum alsbald wieder aus dem Blick entlassen, um uns an das Geläufige und Förderliche zu halten.
- F Dagegen uns das stets übereilte Nahe eher zurückbringen möchte.
- J Zurück ja, aber wohin?
- F In das Anfangende.
- J Dies zu verstehen fällt mir schwer, wenn ich es aus dem herdenken soll, was Sie bislang darüber in Ihren Schriften sagten.
- F Gleichwohl haben Sie schon darauf gedeutet, als Sie die Gegenwart nannten, die dem Einanderrufen von Herkunft und Zukunft entquillt.
- J Was Sie vielleicht vermuten, sehe ich sogleich klarer, wenn ich aus unseren japanischen Erfahrungen denke. Doch bin ich dessen nicht gewiß, ob Sie das Selbe im Blick haben.

- F Dies könnte sich in unserem Gespräch bewähren.
- J Uns Japaner befremdet es nicht, wenn ein Gespräch das eigentlich Gemeinte im Unbestimmten läßt, es sogar ins Unbestimmbare zurückbirgt.
- F Dies gehört, meine ich, zu jedem geglückten Gespräch zwischen Denkenden. Es vermag wie von selbst darauf zu achten, daß jenes Unbestimmbare nicht nur nicht entgleitet, sondern im Gang des Gespräches seine versammelnde Kraft immer strahlender entfaltet.
- J An diesem Glückhaften fehlte es wohl unseren Gesprächen mit dem Grafen Kuki. Wir Jüngeren forderten ihn zu unmittelbar heraus, unser Wissenwollen durch handliche Auskünfte zufrieden zu stellen.
- F Das Wissenwollen und die Gier nach Erklärungen bringen uns niemals in ein denkendes Fragen. Wissenwollen ist stets schon die versteckte Anmaßung eines Selbstbewußtseins, das sich auf eine selbsterfundene Vernunft und deren Vernünftigkeit beruft. *Wissenwollen will* nicht, daß es vor dem Denkwürdigen verhoffe.
- J So wollten wir in der Tat nur wissen, inwiefern die europäische Ästhetik geeignet sei, dasjenige in eine höhere Klarheit zu heben, woraus unsere Kunst und Dichtung ihr Wesen empfangen.
- F Und dies wäre?
- J Wir haben dafür den schon erwähnten Namen *Iki*.

- F Wie oft hörte ich dieses Wort aus Kukis Mund, ohne doch das darin Gesagte zu erfahren.
- J Indessen muß für Kuki durch das von Ihnen gemeinte Hermeneutische irgendwie das *Iki* in ein helleres Licht gelangt sein.
- F Dergleichen spürte ich wohl, konnte jedoch seine Einsichten nie nachvollziehen.
- J Was Sie daran hinderte, nannten Sie schon: Die Sprache des Gespräches war die europäische; zu erfahren und zu denken galt es jedoch das ostasiatische Wesen der japanischen Kunst.
- F Was wir besprachen, war im vorhinein in den europäischen Vorstellungsbezirk herübergezwungen.
- J Woran merkten Sie dies?
- F An der Art, wie Kuki das Grundwort (*Iki*) erläuterte. Er sprach vom sinnlichen Scheinen, durch dessen lebhaftes Entzücken Übersinnliches hindurchscheint.
- J Kuki hat, so meine ich, mit dieser Darlegung das getroffen, was wir in der japanischen Kunst erfahren.
- F Ihre Erfahrung bewegt sich demnach im Unterschied einer sinnlichen und übersinnlichen Welt. Auf dieser Unterscheidung ruht, was man seit langem die abendländische Metaphysik nennt.
- J Sie rühren jetzt mit dem Hinweis auf den die Metaphysik durchherrschenden Unterschied an die Quelle der Gefahr,

von der wir sprachen. Unser Denken, wenn ich es so nennen darf, kennt zwar Ähnliches wie den metaphysischen Unterschied; dennoch läßt sich die Unterscheidung selbst und damit ihr Unterschiedenes nicht durch die abendländischen metaphysischen Begriffe fassen. Wir sagen *Iro*, d. h. Farbe, und sagen *Ku*, d. h. das Leere, das Offene, der Himmel. Wir sagen: ohne *Iro* kein *Ku*.

- F Dies scheint genau dem zu entsprechen, was die europäische, d. h. metaphysische Lehre von der Kunst sagt, wenn sie die Kunst ästhetisch vorstellt. Das αἰσθητόν, das wahrnehmbare Sinnliche, läßt das νοητόν, das Nichtsinnliche, durchscheinen.
- J Sie verstehen jetzt, wie groß die Versuchung für Kuki war, das *Iki* mit Hilfe der europäischen Ästhetik, d. h., nach Ihrem Hinweis, metaphysisch zu bestimmen.
- F Noch größer war und bleibt meine Befürchtung, daß auf diesem Weg das eigentliche Wesen der ostasiatischen Kunst verdeckt und in einen ihr ungemäßen Bezirk verschoben werde.
- J Ich teile durchaus Ihre Befürchtung; denn *Iro* nennt zwar die Farbe und meint doch wesentlich mehr als das sinnlich Wahrnehmbare jeder Art. *Ku* nennt zwar das Leere und Offene und meint doch anderes als das Nur-Übersinnliche.
- F Ihre Andeutungen, denen ich bloß aus der Ferne folgen kann, steigern meine Unruhe. Noch größer als die erwähnte Befürchtung ist in mir die Erwartung, unser Gespräch, aus dem Andenken an den Grafen Kuki entsprungen, könnte glücken.

- J Sie meinen, es könnte uns dem Ungesagten näher bringen?
- F Dadurch wäre uns schon ein Reichtum an Denkwürdigem gewährt.
- J Warum sagen Sie «wäre»?
- F Weil ich jetzt *noch* deutlicher die Gefahr sehe, daß die Sprache unseres Gespräches fortgesetzt die Möglichkeit zerstört, das zu sagen, was wir besprechen.
- J Weil die Sprache selbst auf dem metaphysischen Unterschied des Sinnlichen und Nichtsinnlichen beruht, insofern die Grundelemente Laut und Schrift auf der einen und Bedeutung und Sinn auf der anderen Seite den Bau der Sprache tragen.
- F Wenigstens im Gesichtskreis des europäischen Vorstellens. Ob es bei Ihnen auch so steht?
- J Wohl kaum. Aber, wie ich schon andeutete, die Versuchung, europäische Vorstellungsweisen und deren Begriffe zu Hilfe zu rufen, ist groß.
- F Sie wird durch einen Vorgang bestärkt, den ich die vollständige Europäisierung der Erde und des Menschen nennen möchte.
- J Viele sehen in diesem Vorgang den Triumphzug der Vernunft. Sie wurde doch am Ende des 18. Jahrhunderts während der Französischen Revolution als Göttin ausgerufen.
- F Gewiß. Man geht denn auch in der Vergötzung dieser

Gottheit so weit, daß man jedes Denken, das den Anspruch der Vernunft als einen nicht ursprünglichen zurückweist, nur noch als Unvernunft verlästern kann.

- J Man findet die unantastbare Herrschaft Ihrer europäischen Vernunft durch die Erfolge der Nationalität bestätigt, die der technische Fortschritt stündlich vor Augen führt.
- F Die Verblendung wächst, so daß man auch nicht mehr zu sehen vermag, wie die Europäisierung des Menschen und der Erde alles Wesenhafte in seinen Quellen anzehrt. Es scheint, als sollten diese versiegen.
- J Ein treffendes Beispiel für das, was Sie meinen, ist der international bekannte Film «Rashomon». Vielleicht haben Sie ihn gesehen.
- F Zum Glück ja; doch zum Unglück nur ein einziges Mal. Ich glaubte, dabei das Bezaubernde der japanischen Welt zu erfahren, das in das Geheimnisvolle entführt. Darum verstehe ich nicht, inwiefern Sie gerade diesen Film als ein Beispiel der alles verzehrenden Europäisierung vorbringen.
- J Wir Japaner finden die Darstellung vielfach zu realistisch, z. B. in den Zweikampfszenen.
- F Doch erscheinen nicht auch verhaltene Gebärden?
- J Unscheinbares dieser Art fließt in Fülle und kaum merklich für das europäische Betrachten durch diesen Film. Ich denke an eine aufruhende Hand, in der sich ein Berühren versammelt, das unendlich weit von jeglichem Betasten entfernt bleibt, nicht einmal Gebärde mehr heißen darf.

in dem Sinne, wie ich Ihren Sprachgebrauch zu verstehen meine. Denn diese Hand ist von einem weither und noch weiterhin rufenden Anruf durchtragen, weil aus der Stille zugetragen.

- F Aber im Blick auf solche Gebärden, die anders sind als die unseren, verstehe ich dann vollends nicht, weshalb Sie diesen Film als Beispiel der Europäisierung nennen können.
- J Dies läßt sich auch nicht verstehen, weil ich mich noch unzureichend ausdrückte. Um es jedoch zu leisten, bedarf ich gerade Ihrer Sprache.
- F Und Sie achten dabei der Gefahr nicht?
- J Vielleicht läßt sie sich für Augenblicke bannen.
- F Solange Sie vom Realistischen sprechen, reden Sie die Sprache der Metaphysik und bewegen sich im Unterschied des Realen als des Sinnlichen gegenüber dem Idealen als dem Nichtsinnlichen.
- J Sie haben recht. Allein mit dem Hinweis auf das Realistische meinte ich nicht so sehr das hier und dort eingestreute Massive der Darstellung, das mit Rücksicht auf *nicht-japanische* Zuschauer ohnehin unvermeidlich bleibt. Ich meinte im Grunde mit dem Hinweis auf das Realistische des Films etwas ganz anderes, nämlich dies, daß die japanische Welt überhaupt in das Gegenständliche der Photographie eingefangen und für diese eigens gestellt ist.
- F Sie möchten, wenn ich recht hingehört habe, sagen, daß die ostasiatische Welt und das technisch-ästhetische Produkt der Filmindustrie miteinander unvereinbar sind.

von für die  
Metaphysik

2

- J Dies meine ich. Gleichviel wie die ästhetische Qualität eines japanischen Films ausfallen mag, schon die Tatsache, daß unsere Welt in den Film herausgestellt wird, drängt diese Welt in den Bezirk dessen, was Sie das Gegenständige nennen. Die filmische Vergegenständigung ist bereits eine Folge der immer weiter vorausgreifenden Europäisierung.
- F Ein Europäer wird nur schwer begreifen, was Sie sagen.
- J Gewiß, und vor allem deshalb, weil die vordergründige Welt Japans durchaus europäisch oder, wenn Sie wollen, amerikanisch ist. Die hintergründige japanische Welt, besser gesagt, das, was sie selber ist, erfahren Sie dagegen im No-Spiel.
- F Ich kenne nur eine Schrift darüber.
- J Welche, wenn ich fragen darf?
- F Die Akademieabhandlung von Benl.
- J Sie ist nach japanischem Urteil äußerst gründlich gearbeitet und weitaus das Beste, was Sie über das No-Spiel lesen können.
- F Doch mit dem Lesen ist es wohl nicht getan.
- J Sie müßten solchen Spielen beiwohnen. Aber selbst dies bleibt schwer, solange Sie nicht japanisches Dasein zu be-  
wohnen vermögen. Damit Sie einiges, wenn auch nur aus der Ferne, von dem erblicken, was das No-Spiel bestimmt, möchte ich Ihnen durch eine Bemerkung weiterhelfen. Sie wissen, daß die japanische Bühne leer ist.

- F Diese Leere verlangt eine ungewöhnliche Sammlung.
- J Dank ihrer bedarf es dann nur noch einer geringen Gebärde des Schauspielers, um Gewaltiges aus einer seltsamen Ruhe erscheinen zu lassen.
- F Wie meinen Sie dies?
- J Wenn z. B. eine Gebirgslandschaft erscheinen soll, dann hebt der Schauspieler langsam die offene Hand und hält sie in der Höhe der Augenbrauen still über dem Auge. Darf ich es Ihnen zeigen?
- F Ich bitte Sie darum.  
(Der Japaner hebt und hält die Hand in der beschriebenen Weise.)
- F Das ist allerdings eine Gebärde, in die sich ein Europäer kaum finden kann.
- J Dabei beruht die Gebärde weniger in der sichtbaren Bewegung der Hand, nicht zuerst in der Körperhaltung. Das Eigentliche dessen, was in Ihrer Sprache «Gebärde» heißt, läßt sich schwer sagen.
- F Und doch ist dieses Wort vielleicht eine Hilfe, das zu-Sagende wahrhaft zu erfahren.
- J Am Ende deckt sich dies mit dem, was ich meine.
- F Gebärde ist Versammlung eines Tragens.
- J Sie sagen wohl absichtlich nicht: unseres Tragens, unseres Betragens.

- F Weil das eigentlich Tragende uns sich erst *zu-trägt*.
- J Wir jedoch ihm nur unseren Anteil entgeggetragen.
- F Wobei jenes, was sich uns zuträgt, unser Entgeggetragen schon in den Zutrag eingetragen hat.
- J Gebärde nennen Sie demnach: die in sich ursprünglich einige Versammlung von Entgeggetragen und Zutrag.
- F Die Gefahr dieser Formel bleibt allerdings, daß man die Versammlung als einen nachträglichen Zusammenschluß vorstellt . . .
- J statt zu erfahren, daß alles Tragen, Zutrag und Entgeggetragen, erst und nur der Versammlung entquillt.
- F Wenn es uns glückte, die Gebärde in diesem Sinne zu denken, wo würden wir dann das Eigentliche der Gebärde suchen, die Sie mir zeigten?
- J In einem selbst unsichtbaren Schauen, das sich so gesammelt der Leere entgegenträgt, daß in ihr und durch sie das Gebirge erscheint.
- F Die Leere ist dann dasselbe wie das Nichts, jenes Wesende nämlich, das wir als das Andere zu allem An- und Abwesenden zu denken versuchen.
- J Gewiß. Deshalb haben wir in Japan den Vortrag «Was ist Metaphysik?» sogleich verstanden, als er im Jahre 1930 durch die Übersetzung zu uns gelangte, die ein japanischer Student, der damals bei Ihnen hörte, gewagt hat. – Wir

- wundern uns heute noch, wie die Europäer darauf verfallen konnten, das im genannten Vortrag erörterte Nichts nihilistisch zu deuten. Für uns ist die Leere der höchste Name für das, was Sie mit dem Wort «Sein» sagen möchten . . .
- F in einem Denkversuch, dessen erste Schritte auch heute noch unumgänglich sind. Er wurde freilich zum Anlaß einer großen Verwirrung, die in der Sache begründet ist und mit dem Gebrauch des Namens «Sein» zusammenhängt. Denn eigentlich gehört dieser Name in das Eigentum der Sprache der Metaphysik, während ich das Wort in den Titel einer Bemühung setzte, die das *Wesen* der Metaphysik zum Vorschein und sie dadurch erst in ihre Grenzen einbringt.
- J Wenn Sie von einer Überwindung der Metaphysik sprechen, meinen Sie dies.
- F Dies allein; weder eine Zerstörung noch auch nur eine Verleugnung der Metaphysik. Dergleichen zu wollen, wäre eine kindische Anmaßung und eine Herabsetzung der Geschichte.
- J Uns war es aus der Ferne immer schon verwunderlich, daß man sich nicht genug tun kann, Ihnen ein abwehrendes Verhältnis zur Geschichte des bisherigen Denkens anzusinnen, wo Sie doch nur eine ursprüngliche Aneignung anstreben.
- F Über deren Gelingen man streiten kann und soll.
- J Daß dieser Streit noch nicht in die rechte Bahn fand, liegt neben vielen anderen Beweggründen in der Hauptsache an der Verwirrung, die Ihr zweideutiger Gebrauch des Wortes «Sein» stiftete.



- F Sie haben recht; das Verhängliche ist nur, daß man die veranlaßte Verwirrung nachträglich meinem eigenen Denkversuch zuschreibt, der auf seinem Weg klar den Unterschied zwischen «Sein» als «Sein von Seiendem» und «Sein» als «Sein» hinsichtlich des ihm eigenen Sinnes, d. h. seiner Wahrheit (Lichtung) kennt.
- J Weshalb überließen Sie das Wort «Sein» nicht sogleich und entschieden ausschließlich der Sprache der Metaphysik? Warum gaben Sie dem, was Sie als den «Sinn von Sein» auf dem Weg durch das Wesen der Zeit suchten, nicht sogleich einen eigenen Namen?
- F Wie soll einer nennen, was er erst sucht? Das Finden beruht doch im Zuspruch des nennenden Wortes.
- J So muß die entstandene Verwirrung ausgehalten werden.
- F Allerdings, und vielleicht lange und nur so, daß wir uns sorgfältig um die *Entwirrung* mühen.
- J Nur sie führt ins Freie.
- F Aber der Weg dahin läßt sich nicht wie eine Straße planmäßig abstecken. Das Denken huldigt einem, fast möchte ich sagen, wundersamen Wegebau.
- J Bei dem die Bauenden bisweilen zu den verlassenen Baustellen oder gar noch hinter sie zurückkehren müssen.
- F Ich wundere mich über Ihre Einsicht in die Art der Denkwege.

- J Wir haben darin eine reiche Erfahrung; nur ist sie nicht auf die Form einer begrifflichen Methodenlehre gebracht, die jede Regsamkeit der Denkschritte zerstört. Überdies haben Sie selbst mir den Anlaß gegeben, den Weg Ihres Denkens deutlicher zu sehen.
- F Wodurch?
- J Sie haben neuerdings, obgleich Sie mit dem Wort «Sein» sparsam umgehen, diesen Namen doch wieder in einem Zusammenhang gebraucht, der mir sogar als das Wesentlichste Ihres Denkens immer näher kommt. Sie kennzeichnen im «Brief über den Humanismus» die Sprache als das «Haus des Seins»; Sie haben heute zu Beginn unseres Gespräches selber auf diese Wendung hingewiesen. Und während ich daran erinnere, muß ich bedenken, daß unser Gespräch weit von seinem Weg abgekommen ist.
- F So scheint es. In Wahrheit sind wir jedoch dabei, erst auf seinen Weg zu gelangen.
- J Dies überschaue ich im Augenblick nicht. Wir versuchten, über Kukis ästhetische Auslegung des *Iki* zu sprechen.
- F Wir versuchten es und konnten dabei nicht umhin, die Gefahr solcher Gespräche zu bedenken.
- J Wir erkannten, daß die Gefahr im verborgenen Wesen der Sprache beruht.
- F Und soeben nannten Sie die Wendung «Haus des Seins», die das *Wesen* der Sprache andeuten möchte.

- J So sind wir in der Tat auf dem Weg des Gespräches geblieben.
- F Wohl nur deshalb, weil wir, ohne es recht zu wissen, dem gehorchten, was allein nach Ihren Worten ein Gespräch glücken läßt.
- J Es ist jenes unbestimmte Bestimmende . . .
- F dem wir die unversehrte Stimme seines Zuspruches lassen.
- J Auf die Gefahr, daß diese Stimme in unserem Fall die Stille selbst ist.
- F Woran denken Sie jetzt?
- J An das Selbe, was Sie meinen, an das Wesen der Sprache.
- F Es ist das Bestimmende unseres Gespräches. Aber zugleich dürfen wir nicht daran rühren.
- J Gewiß nicht, wenn Sie darunter das Greifen im Sinne Ihrer europäischen Begriffsbildungen verstehen.
- F Diese meine ich allerdings nicht. Auch die Wendung «Haus des Seins» liefert keinen Begriff des Wesens der Sprache, zum Leidwesen der Philosophen, deren Unmut in solchen Wendungen nur noch einen Verfall des Denkens findet.
- J Auch mir gibt Ihre Wendung «Haus des Seins» viel zu denken, aber aus anderen Gründen. Weil ich fühle, daß sie an das Wesen der Sprache rührt, ohne es zu verletzen. Denn wenn es dessen bedarf, daß wir dem Bestimmenden seine Stimme lassen, dann heißt dies keinesfalls, wir sollten dem

- Wesen der Sprache nicht nachdenken. Entscheidend ist nur die Weise, in der es versucht wird.
- F Darum fasse ich jetzt den Mut zu einer Frage, die mich seit langem beunruhigt, zu der Ihr unverhoffter Besuch mich jetzt beinahe zwingt.
- J Setzen Sie nicht zuviel auf meine Kraft, Ihren Fragen zu folgen. Unser Gespräch hat mich inzwischen ohnehin deutlicher sehen gelehrt, wie unbedacht noch alles ist, was das Wesen der Sprache angeht.
- F Zumal für die ostasiatischen und die europäischen Völker das Sprachwesen ein durchaus anderes bleibt.
- J Anders auch das, was Sie «Wesen» nennen. Wie soll da unser Nachsinnen ins Freie gelangen?
- F Am ehesten so, daß wir von Anfang an nicht zuviel verlangen. Darum erlaube ich mir zunächst, Ihnen eine durchaus vorläufige Frage vorzulegen.
- J Ich fürchte, schon diese ist kaum zu beantworten, wenn wir die Gefahr unseres Gespräches nicht außer acht lassen.
- F Das kann nicht sein, denn wir gehen auf diese Gefahr zu.
- J So fragen Sie denn.
- F Was versteht die japanische Welt unter Sprache? Noch vorsichtiger gefragt: Haben Sie in Ihrer Sprache ein Wort für das, was wir Sprache nennen? Wenn nicht, wie erfahren Sie das, was bei uns Sprache heißt?

J Diese Frage hat noch niemand an mich gerichtet. Auch scheint mir, daß man in unserer eigenen japanischen Welt dem, was Sie jetzt fragen, keine Beachtung schenkt. Deshalb muß ich Sie bitten, mir einige Augenblicke des Nachdenkens zu gestatten.

(Der Japaner schließt die Augen, senkt den Kopf und versinkt in ein langes Nachsinnen. Der Fragende wartet, bis sein Gast das Gespräch wieder aufnimmt.)

J Es gibt ein japanisches Wort, das eher das *Wesen* der Sprache sagt, als daß es sich wie ein Name für das Sprechen und die Sprache verwenden läßt.

F Dies verlangt die Sache, wenn anders das *Wesen* der Sprache nichts Sprachliches sein kann. So steht es auch mit der Wendung «Haus des Seins».

J Ganz aus der Ferne spüre ich eine Verwandtschaft unseres Wortes, das mir jetzt vorschwebt, mit Ihrer Wendung.

F Sie gibt nur einen Wink in das Wesen der Sprache.

J Mir scheint, jetzt haben Sie ein lösendes Wort gesagt.

F Dann wäre der Wink der Grundzug des Wortes.

J Erst jetzt, da Sie vom Wink sprechen, auf welches Wort ich nicht kam, verdeutlicht sich mir, was ich schon vermutete, als ich Ihren «Brief über den Humanismus» las und Ihren Vortrag über Hölderlins Elegie «Heimkunft» ins Japanische übersetzte. Zur gleichen Zeit übersetzte ich Kleists «Penthesilea» und den «Amphitryon».

F Da muß das Wesen der deutschen Sprache wie ein Sturzbach über Sie gekommen sein.

J Es kam auch. Und während des Übersetzens war mir oft, als wanderte ich zwischen verschiedenen Sprachwesen hin und her, jedoch so, daß mir bisweilen ein Schein zuleuchtete, der mich ahnen ließ, der Wesensquell der grundverschiedenen Sprachen sei derselbe.

F Sie suchten demnach nicht nach einem allgemeinen Begriff, in dem sich die europäischen und die ostasiatischen Sprachen sollten unterbringen lassen.

J Ganz und gar nicht. Wenn Sie jetzt von Winken sprechen, dann ermuntert mich dieses lösende Wort dazu, Ihnen das Wort zu nennen, was uns das Wesen der Sprache – wie soll ich sagen . . .

F vielleicht: erwinkt.

J Dies trifft. Aber zugleich befürchte ich, die Kennzeichnung der Wendung «Haus des Seins» als Wink könnte Sie und mich dazu verleiten, die Vorstellung vom Winken zu einem Leitbegriff auszuformen, in den wir alles verpacken.

F Dies darf nicht geschehen.

J Wie wollen Sie es verhüten?

F Verhüten im Sinne des vollständigen Ausschließens läßt es sich nie.

J Weshalb nicht?

- F Weil die Art des begrifflichen Vorstellens allzu leicht in jede menschliche Erfahrungsweise sich einnistet.
- J Auch dort, wo das Denken ein in gewissem Sinne begriffloses ist?
- F Auch dort – denken Sie nur daran, wie unversehens Sie Kukis ästhetische Auslegung des *Iki* als sachgerechte anerkannten, obzwar sie auf dem europäischen, d.h. metaphysischen Vorstellen beruht.
- J Wenn ich Sie recht verstehe, wollen Sie sagen, die metaphysische Vorstellungsweise sei in gewisser Hinsicht unumgänglich.
- F Dies hat Kant auf seine Art klar gesehen.
- J Dennoch ermessen wir nur selten die Tragweite seiner Einsicht.
- F Weil Kant sie nicht über die Metaphysik hinaus entfalten konnte. Deren ungebrochene Herrschaft richtet sich sogar dort ein, wo wir sie nicht erwarten – in der Ausbildung der Logik zur Logistik.
- J Sie sehen darin einen metaphysischen Prozeß?
- F Allerdings. Und der Angriff gegen das Wesen der Sprache, der sich darin verbirgt, vielleicht der letzte von dieser Seite, bleibt unbeachtet.
- J Um so sorgsamer müssen wir die Wege zum Wesen der Sprache hüten.

- F Genug wäre schon, wenn es glückte, erst nur einen Seitenpfad zu diesen Wegen zu bauen.
- J Daß Sie von Winken sprechen, scheint mir eine Spur zu einem solchen Pfad zu weisen.
- F Doch auch die Rede von einem Wink wagt schon zuviel.
- J Wir verstehen nur allzu gut, daß ein Denkender es vorziehen möchte, das zu-sagende Wort zurückzuhalten, nicht um es für sich zu behalten, sondern um es dem Denkwürdigen entgegenzutragen.
- F Dies entspricht den Winken. Sie sind rätselhaft. Sie winken uns *zu*. Sie winken *ab*. Sie winken uns *hin* zu dem, von woher sie unversehens sich uns zutragen.
- J Sie denken die Winke in der Zusammengehörigkeit mit dem, was Sie durch das Wort «Gebärde» erläuterten.
- F So ist es.
- J Winke und Gebärden sind nach Ihrem Hinweis verschieden von Zeichen und Chiffren, was alles in der Metaphysik beheimatet ist.
- F Winke und Gebärden gehören in einen ganz anderen Wesensraum, wenn Sie diesen auch mir verfänglichen Namen erlauben.
- J Was Sie andeuten, bestätigt mir eine lang gehegte Vermutung. Ihre Wendung «Haus des Seins» dürfen wir nicht als ein nur flüchtiges Bild zur Kenntnis nehmen, an dessen

Leitfaden man sich Beliebigen einbilden könnte, z. B. dies: Haus ist das irgendwo zuvor aufgerichtete Gehäuse, worin das Sein wie ein transportabler Gegenstand untergebracht wird.

- F Diese Vorstellung wird schon hinfällig, wenn wir an die erwähnte Zweideutigkeit des «Seins» denken. In jener Wendung meine ich nicht das metaphysisch vorgestellte Sein des Seienden, sondern das Wesen des Seins, genauer der Zwiefalt von Sein und Seiendem, diese Zwiefalt jedoch hinsichtlich ihrer Denkwürdigkeit.
- J Wenn wir dies beachten, kann jene Wendung nie zu einem Schlagwort werden.
- F Sie ist es schon geworden.
- J Weil Sie der heutigen Denkweise zuviel zumuten.
- F Zuviel, allerdings, zuviel an solchem, was noch nicht reif geworden.
- J Sie meinen so reif, daß es wie die Früchte vom Baum fällt. Mir scheint, solche Worte gibt es nicht. Und ein Sagen, das *darauf* wartete, entspreche nicht dem Wesen der Sprache. Sie selbst sind doch der Letzte, der solches Sagen beanspruchen wollte.
- F Das ist zuviel der Ehre. Ich darf sie Ihnen zurückgeben durch die Vermutung, daß Sie dem Wesen der Sprache näher sind als all unsere Begriffe.
- J Nicht ich, aber das Wort, nach dem Sie mich fragen, das

Wort, das ich, jetzt um einiges ermuntert, Ihnen kaum vorenthalten darf.

- F Weshalb zögern Sie, wenn Sie ermuntert sind?
- J Was mich ermuntert, läßt mich zugleich zögern.
- F Aus dieser Bemerkung ersehe ich, daß Ihr noch zurückgehaltenes Wort für das Wesen dessen, was wir Sprache nennen, uns eine auch jetzt noch unverhoffte Überraschung bringen wird.
- J Mag sein. Indes bedarf diese Überraschung, die Sie so entschieden trifft, wie sie mich seit Ihrer Frage gefangen hält, der Möglichkeit, weit auszuweichen.
- F Darum zögern Sie.
- J Ermuntert durch Ihren Hinweis, das Wort sei Wink und nicht Zeichen im Sinne der bloßen Bezeichnung.
- F Winke brauchen den weitesten Schwingungsbereich . . .
- J worin die Sterblichen nur langsam hin- und herziehen.
- F Dies nennt unsere Sprache «zögern». Es geschieht wahrhaft, wenn das Langsame durch die Scheu getragen wird. Deshalb möchte ich Ihr Zögern durch kein übereiltes Drängen stören.
- J Sie kommen damit meinem Versuch, das Wort zu sagen, hilfreicher entgegen, als Sie dies wissen können.

- F Ich verhehle Ihnen nicht, daß Sie mich noch besonders deshalb in eine große Unruhe versetzen, weil ich bisher bei Sprachkennern und Sprachforschern vergeblich nach einer Antwort auf meine Frage gesucht habe. Damit jedoch Ihre Besinnung gut und fast ohne Ihr Zutun ausschwinde, lassen Sie uns die Rollen vertauschen, indem ich das Antworten übernehme, und zwar hinsichtlich Ihrer Frage, die das Hermeneutische betrifft.
- J Wir gelangen so auf den zuerst eingeschlagenen Weg unseres Gespräches zurück.
- F Wo wir mit der Erläuterung des Hermeneutischen nicht allzu weit gediehen sind. Ich erzählte Ihnen mehr nur Geschichten, die zeigten, wie ich zur Verwendung des Namens gelangte.
- J Ich stellte dagegen fest, daß Sie jetzt den Namen nicht mehr gebrauchen.
- F Schließlich betonte ich, das Hermeneutische meine, als Beiwort zu «Phänomenologie» gebraucht, nicht wie üblich die Methodenlehre des Auslegens, sondern dieses selbst.
- J Dann verlor sich unser Gespräch ins Unbestimmte.
- F Zum Glück.
- J Gleichwohl danke ich Ihnen, daß Sie noch einmal auf die Hermeneutik zurückkommen.
- F Dabei möchte ich etymologisch an das Wort anknüpfen; Sie sehen daraus, daß meine Verwendung des Wortes nicht

- willkürlich, aber zugleich geeignet war, meinen Versuch mit der Phänomenologie in seiner Absicht zu verdeutlichen.
- J Um so mehr wundere ich mich dann, daß Sie inzwischen beide Titel fallen ließen.
- F Es geschah nicht, wie viele meinen, um die Bedeutung der Phänomenologie zu verleugnen, sondern um meinen Denkweg im Namenlosen zu lassen.
- J Was Ihnen kaum gelingen dürfte . . .
- F insofern man in der Öffentlichkeit nicht ohne Titel auskommt.
- J Dies kann Sie jedoch nicht hindern, auch die inzwischen aufgegebenen Namen «Hermeneutik» und «hermeneutisch» noch genauer zu erläutern.
- F Ich versuche es gern, weil die Erläuterung in eine Erörterung übergehen kann.
- J In dem Sinne, wie Ihr Vortrag über Trakls Gedicht die Erörterung versteht.
- F Genau so. Der Ausdruck «hermeneutisch» leitet sich vom griechischen Zeitwort ἐρμηνεύειν her. Dies bezieht sich auf das Hauptwort ἐρμηνεύς, das man mit dem Namen des Gottes Ἑρμῆς zusammenbringen kann in einem Spiel des Denkens, das verbindlicher ist als die Strenge der Wissenschaft. Hermes ist der Götterbote. Er bringt die Botschaft des Geschickes; ἐρμηνεύειν ist jenes Darlegen, das Kunde bringt, insofern es auf eine Botschaft zu hören vermag. Solches

Darlegen wird zum Auslegen dessen, was schon durch die Dichter gesagt ist, die selber nach dem Wort des Sokrates in Platons Gespräch ION (534 e) ἐρμηνεύς εἰσιν τῶν θεῶν «Botschafter sind der Götter».

- J Ich liebe den von Ihnen genannten kleinen Dialog Platons. An der Stelle, die Sie meinen, führt Sokrates die Bezüge noch weiter, indem er die Rhapsoden als diejenigen vermutet, die vom Wort der Dichter Kunde bringen.
- F Aus all dem wird deutlich, daß das Hermeneutische nicht erst das Auslegen, sondern vordem schon das Bringen von Botschaft und Kunde bedeutet.
- J Warum heben Sie auf diesen ursprünglichen Sinn des ἐρμηνεύειν ab?
- F Weil dieser mich bewog, mit seiner Hilfe das phänomenologische Denken zu kennzeichnen, das mir den Weg zu «Sein und Zeit» öffnete. Es galt und gilt noch, das Sein des Seienden zum Vorschein zu bringen; freilich nicht mehr nach der Art der Metaphysik, sondern so, daß das Sein selbst zum Scheinen kommt. Sein selbst – dies sagt: Anwesen des Anwesenden, d. h. die Zwiefalt beider aus ihrer Einfachheit. Sie ist es, die den Menschen zu ihrem Wesen in den Anspruch nimmt.
- J Der Mensch west demnach als Mensch, insofern er dem Zuspruch der Zwiefalt entspricht und sie so in ihrer Botschaft bekundet.
- F Das Vorwältende und Tragende in dem Bezug des Menschenwesens zur Zwiefalt ist demnach die Sprache. Sie bestimmt den hermeneutischen Bezug.

- J Wenn ich Sie also nach dem Hermeneutischen frage, und wenn Sie mich nach unserem Wort für das fragen, was bei Ihnen Sprache heißt, dann fragen wir einander das Selbe.
- F Offenbar; darum dürfen wir dem verborgenen Zug unseres Gespräches ruhig vertrauen . . .
- J solange wir Fragende bleiben.
- F Sie meinen damit nicht, daß wir uns gegenseitig voller Neugier aushorchen, sondern . . .
- J das, was gesagt sein möchte, immer weiter ins Offene entlassen.
- F Was freilich allzu leicht den Anschein erweckt, als gleite alles ins Unverbindliche weg.
- J Diesem Schein begegnen wir, wenn wir die vormaligen Lehren der Denker achten und stets in unserem Gespräch mitsprechen lassen. Was ich da vorbringe, habe ich von Ihnen gelernt.
- F Was Sie so lernten, ist auch nur wieder gelernt im Hören auf das Denken der Denker. Jeder ist jedesmal im Gespräch mit seinen Vorfahren, mehr noch vielleicht und verborgener mit seinen Nachkommen.
- J Dieses in einem tieferen Sinne geschichtliche Wesen jedes denkenden Gespräches bedarf jedoch nicht jener Veranstaltungen, die nach der Art der Historie Vergangenes über die Denker und ihr Gedachtes berichten.

- F Gewiß nicht. Aber für uns Heutige kann es zur Not werden, daß wir solche Gespräche vorbereiten, indem wir das Gesagte der früheren Denker eigens auslegen.
- J Was indessen leicht zur bloßen Beschäftigung herabsinken kann.
- F Dieser Gefahr begegnen wir, solange wir selbst bemüht sind, gesprächsweise zu denken.
- J Und dabei, wie man in Ihrer Sprache sagt, jedes Wort auf die Waagschale legen.
- F Vor allem aber prüfen, ob das Wort jeweils in seinem meist verborgenen vollen Gewicht ausgewogen wird.
- J Mir scheint, wir genügen dieser ungeschriebenen Vorschrift, wenn ich auch gestehen muß, daß ich ein sehr unbeholfener Frager bin.
- F Dies bleiben wir alle. Wir gleiten auch noch bei vieler Sorgfalt über Wesentliches hinweg – auch jetzt, in diesem Gespräch, das uns auf die Erörterung des Hermeneutischen und des Wesens der Sprache brachte.
- J Im Augenblick sehe ich nicht, inwiefern wir es an der Sorgfalt des Wortgebrauches fehlen ließen.
- F Das bemerken wir oft recht spät; weil der Mangel nicht so sehr an uns liegt, als daran, daß die Sprache mächtiger ist und darum gewichtiger als wir.
- J Wie meinen Sie dies?

- F Um es an dem zu erläutern, was wir soeben besprachen . . .
- J Sie sagten, die Sprache sei der Grundzug im hermeneutischen Bezug des Menschenwesens zur Zwiefalt von Anwesen und Anwesendem. Bei diesem Hinweis wollte ich sogleich einiges vorbringen; es soll aber erst geschehen, wenn Sie gezeigt haben, was wir dabei unbedacht ließen.
- F Ich meine das Wort «Bezug». Wir denken an Beziehung im Sinne der Relation. Wir können das so Bekannte in einem leeren, formalen Sinne bezeichnen und wie eine Rechenmarke verwenden. Denken Sie an das Vorgehen der Logistik. Wir können das Wort «Bezug» in der Redewendung, der Mensch stehe im hermeneutischen Bezug zur Zwiefalt, doch auch ganz anders hören. Wir müssen es sogar, falls wir dem Gesagten nachdenken. Wir müssen und können es vermutlich nicht sogleich, aber mit der Zeit nach langer Besinnung.
- J Somit verschlägt es nichts, wenn man den «Bezug» zunächst in der gewohnten Weise als Relation versteht.
- F Gewiß, aber es genügt von Anfang an nicht, gesetzt, daß dieses Wort «Bezug» in der genannten Aussage ein tragendes Wort werden soll.
- «Bezug» sagen wir auch, wenn wir das Brauchen und Beibringen, das Beziehen von benötigten Waren nennen wollen. Wenn der Mensch im hermeneutischen Bezug steht, dann meint dieses freilich gerade *nicht*, er sei eine Ware. Wohl dagegen möchte das Wort «Bezug» sagen, der Mensch sei in seinem Wesen gebraucht, gehöre als der Wesende, der er ist, in einen Brauch, der ihn beansprucht.
- J In welchem Sinne?



- F Hermeneutisch, d. h. hinsichtlich des Bringens einer Kunde, hinsichtlich des Verwahrens einer Botschaft.
- J Der Mensch steht «im Bezug» sagt dann dasselbe wie: Der Mensch west als Mensch «im Brauch» . . .
- F der den Menschen ruft, die Zwiefalt zu verwahren . . .
- J die, soweit ich sehe, weder vom Anwesen her, noch vom Anwesenden aus, noch aus der Beziehung beider sich erklären läßt.
- F Weil die Zwiefalt selber erst die Klarheit, d. h. die Lichtung entfaltet, innerhalb deren Anwesendes als solches und Anwesen für den Menschen unterscheidbar werden . . .
- J für den Menschen, der seinem Wesen nach im Bezug, d. h. im Brauch der Zwiefalt, steht.
- F Darum dürfen wir auch nicht mehr sagen: Bezug zur Zwiefalt, denn sie ist kein Gegenstand des Vorstellens sondern das Walten des Brauches.
- J Das wir jedoch nie unmittelbar erfahren, solange wir die Zwiefalt nur als den Unterschied vorstellen, der im Vergleichen sichtbar wird, das versucht, Anwesendes und dessen Anwesen gegeneinander zu halten.
- F Ich bin überrascht, daß Sie so klar sehen.
- J Wenn ich Ihnen im Gespräch folgen kann, glückt es. *Allein* gelassen, bin ich ratlos; denn schon die Art, wie Sie die Worte «Bezug» und «Brauch» verwenden . . .

- F besser gesagt: gebrauchen . . .
- J dies befremdet schon genug.
- F Was ich nicht leugne. Aber mir scheint, auf dem Felde, das wir begehen, gelangen wir dann ins anfänglich Vertraute, wenn wir den Durchgang durch das Befremdliche nicht scheuen.
- J Wie verstehen Sie das anfänglich Vertraute? Es ist doch nicht das zuerst Bekannte?
- F Nein, sondern jenes, was zuvor unserem Wesen zugetraut ist und erst zuletzt erfahrbar wird.
- J Und dem denken Sie nach.
- F Nur ihm, aber so, daß sich darin das Denkwürdige als solches und im ganzen verhüllt.
- J Dabei kehren Sie sich nicht an die geläufigen Vorstellungsweisen der Mitmenschen.
- F So sieht es zwar aus. In Wahrheit gilt doch jeder Denkschritt nur der Bemühung, mitzuhelfen, daß der Mensch denkend auf den Pfad seines Wesens finde.
- J Daher Ihre Besinnung auf die Sprache . . .
- F auf die Sprache in ihrem Verhältnis zum Wesen des Seins, d. h. zum Walten der Zwiefalt.
- J Wenn die Sprache jedoch der Grundzug im hermeneutisch

bestimmten Brauch ist, dann erfahren Sie das Wesen der Sprache im vorhinein anders, als dies in der metaphysischen Denkweise geschieht. Dies ist es, worauf ich vorhin eigens hinweisen wollte.

- F Aber wozu?
- J Nicht um Neues gegen das Bisherige abzuheben, sondern um uns daran zu erinnern, daß gerade in der versuchten Besinnung auf das Wesen der Sprache das Gespräch als ein geschichtliches spricht.
- F Aus der denkenden Anerkennung des Gewesenen.
- J Dies soll denn auch schon im Titel jener Vorlesung vermerkt werden, deren Nachschrift bei uns in den zwanziger Jahren häufig besprochen wurde.
- F Ich muß Ihnen gestehen, daß Sie sich jetzt täuschen. Die Vorlesung «Ausdruck und Erscheinung» (oder lautete der Titel nicht «Ausdruck und Bedeutung»?) war noch ziemlich streitbar, wenngleich sie von dem bestimmt blieb, was wir jetzt das Geschichtliche des denkenden Gespräches nennen.
- J Der Titel soll demnach einen Gegensatz anzeigen.
- F In jedem Fall lag mir daran, das ganz Andere, jedoch erst nur dunkel, wenn nicht verworren Geahnte, sichtbar zu machen. Bei solchen jugendlichen Sprüngen wird einer leicht ungerecht.
- J Das Wort «Ausdruck» im Titel nennt das, wogegen Sie sich wenden. Denn Ihr Blick in das Wesen der Sprache haftet

nicht am Laut- und Schriftcharakter der Wörter, was man doch als den Ausdruckscharakter der Sprache vorstellt.

- F Hierbei wird der Name «Ausdruck» in dem engen Sinne der sinnlichen Erscheinung verstanden. Indessen wird die Sprache auch dann noch im Charakter des Ausdruckes vorgestellt, wenn man auf den Bedeutungsgehalt der Laut- und Schriftgebilde achtet.
- J Inwiefern? Das in seiner Bedeutungsfülle verstandene Sprechen ist über dies Physisch-Sinnliche des Phonetischen hinaus und dies stets. Die Sprache ist als verlautender, geschriebener Sinn etwas in sich Über-Sinnliches, das bloß Sinnliche ständig Übersteigendes. Die Sprache ist, so vorgestellt, in sich metaphysisch.
- F Ich stimme allem zu, was Sie vorbringen. Aber die Sprache kommt in diesem metaphysischen Wesen nur zum Vorschein, insofern sie zum voraus als Ausdruck vorgestellt ist. Hierbei meint Ausdruck nicht nur die ausgestoßenen Sprachlaute und die gedruckten Schriftzeichen. Ausdruck ist zugleich Äußerung.
- J Sie bezieht sich auf das Innere, das Seelische.
- F Zur Zeit jener Vorlesung sprach man überall vom Erlebnis, auch in der Phänomenologie.
- J Ein berühmtes Buch von Dilthey trägt den Titel: «Das Erlebnis und die Dichtung».
- F Erleben besagt stets: Zurückbeziehen, nämlich das Leben und Gelebte auf ein Ich. Erlebnis nennt die Rückbeziehung

des Objektiven auf das Subjekt. Auch das vielbesprochene Ich-Du-Erlebnis gehört in den metaphysischen Bezirk der Subjektivität.

- J Diesen Bezirk der Subjektivität und des ihm zugehörigen Ausdruckes haben Sie durch das Eingehen auf den hermeneutischen Bezug zur Zwiefalt verlassen.
- F Ich versuchte es wenigstens. Die Leitvorstellungen, die unter den Namen «Ausdruck», «Erlebnis» und «Bewußtsein» das moderne Denken bestimmen, sollten hinsichtlich ihrer maßgebenden Rolle fragwürdig werden.
- J Aber dann verstehe ich nicht mehr, wie Sie den Titel «Ausdruck und Erscheinung» wählen konnten. Er sollte doch einen Gegensatz ankündigen. «Ausdruck» ist Äußerung eines Innen und bezieht sich auf das Subjektive. «Erscheinung» nennt dagegen das Objektive, falls ich hier an Kants Sprachgebrauch erinnern darf, wonach die Erscheinungen die Gegenstände, d. h. die Objekte der Erfahrung sind. Sie haben sich mit dem Titel Ihrer Vorlesung selber auf die Subjekt-Objekt-Beziehung festgelegt.
- F Ihre Bedenken sind in gewisser Hinsicht berechtigt, schon allein deshalb, weil in der genannten Vorlesung vieles unklar bleiben mußte. Niemand kann sich aus dem herrschenden Vorstellungskreis mit einem Sprung heraussetzen, vor allem dann nicht, wenn es sich um die seit langem eingefahrenen Bahnen des bisherigen Denkens handelt, die im Unauffälligen verlaufen. Außerdem ist ein solches Sich-absetzen gegen das Bisherige allein schon dadurch gemäßigt, daß der anscheinend revolutionäre Wille vor allem anderen versucht, das Gewesene ursprünglicher zurück-

zugewinnen. Auf der ersten Seite von «Sein und Zeit» ist mit Bedacht die Rede vom «Wiederholen». Dies meint nicht das gleichförmige Anrollen des immer Gleichen, sondern: Holen, Einbringen, Versammeln, was sich im Alten verbirgt.

- J Unsere Lehrer und meine Freunde in Japan haben Ihre Bemühungen stets in diesem Sinne verstanden. Professor Tanabē kam oft auf eine Frage zurück, die Sie einmal an ihn gerichtet haben, weshalb wir Japaner uns nicht auf die ehrwürdigen Anfänge unseres eigenen Denkens besännen, statt immer gieriger dem jeweils Neuesten in der europäischen Philosophie nachzurrennen. Dies geschieht in der Tat auch heute noch.
- F Dagegen läßt sich schwer angehen. Solche Vorgänge ersticken zur rechten Zeit in ihrer eigenen Unfruchtbarkeit. Was dagegen unser Zutun verlangt, ist ein anderes.
- J Und das wäre?
- F Die Achtsamkeit auf die Spuren, die das Denken in seinen Quellbereich weisen.
- J Solche Spuren finden Sie in Ihrem eigenen Versuch?
- F Ich *finde* sie nur, weil sie *nicht* von mir stammen und selten genug vernehmlich sind wie ein verwehtes Echo eines fernen Zurufes.
- J Aber ich möchte daraus entnehmen, daß Sie in der Unterscheidung «Ausdruck und Erscheinung» nicht mehr die Subjekt-Objekt-Beziehung zugrundelegen.

- F Sie sehen dies noch klarer, wenn Sie beachten, was ich jetzt zu Ihrem Hinweis auf Kants Begriff der Erscheinung nachtragen möchte. Kants Bestimmung ruht auf dem Ereignis, daß alles Anwesende schon zum Gegenstand des Vorstellens geworden ist.
- J Im Erscheinen, wie Kant es denkt, müssen wir schon das Gegenstehen miterfahren.
- F Das ist nötig, nicht allein um Kant recht zu verstehen, sondern um vor allem das Erscheinen der Erscheinung, wenn ich so sagen darf, ursprünglich zu erfahren.
- J Wie geschieht dies?
- F Die Griechen haben erstmals die  $\varphiαινόμενα$ , die Phänomene, als solche erfahren und gedacht. Doch hierbei ist ihnen die Prägung des Anwesenden in die Gegenständigkeit durchaus fremd;  $\varphiαίνεσθαι$  heißt ihnen: sich zum Scheinen bringen und darin erscheinen. Das Erscheinen bleibt so der Grundzug des Anwesens von Anwesendem, insofern dieses in die Entbergung aufgeht.
- J Sie gebrauchen somit in dem Titel «Ausdruck und Erscheinung» das zweite Wort im griechischen Sinne?
- F Ja und nein. Ja, insofern mir der Name «Erscheinung» nicht die Gegenstände als Gegenstände, und diese vollends nicht als Gegenstände des Bewußtseins, und d.h. stets des Selbstbewußtseins, nennt.
- J Also kurz gesagt; Erscheinung *nicht* im Kantischen Sinne.

- F Die Absetzung gegen Kant reicht nicht weit genug. Denn auch dort, wo man den Namen «Gegenstand» für das Anwesende als das Insichstehende gebraucht und die Kantische Auslegung der Gegenständigkeit ablehnt, denkt man keineswegs schon das Erscheinen im Sinne der Griechen, sondern im Grunde, allerdings in einem sehr versteckten Sinne, doch nach der Art von Descartes: vom Ich als dem Subjekt her.
- J Doch mit Ihrem «Nein» deuten Sie an, daß auch Sie das Erscheinen nicht im griechischen Sinne denken.
- F Sie haben recht. Worauf es hierbei ankommt, ist schwer sichtbar zu machen, weil es einen einfachen freien Blick verlangt.
- J Er ist offenkundig noch selten. Denn gewöhnlich setzt man Ihre Bestimmung des Erscheinens unbesehen gleich mit der griechischen; und man hält es für ausgemacht, Ihr Denken strebe nur die Rückkehr zum griechischen, wenn nicht gar vorsokratischen Denken an.
- F Diese Meinung ist allerdings töricht; und doch hat sie etwas Richtiges im Sinn.
- J Wieso?
- F Um Ihre Fragen in der gebotenen Kürze zu beantworten, möchte ich eine Wendung wagen, auf die sogleich neue Mißdeutungen lauern . . .
- J denen Sie jedoch ebenso rasch begegnen können.

- F Gewiß, wenn dadurch nicht eine neue Verzögerung in unser Gespräch käme, dessen Zeit bemessen ist, weil Sie morgen nach Florenz weiterreisen wollen.
- J Ich bin schon entschlossen, noch einen Tag hierzubleiben, falls Sie mir noch einmal einen Besuch gestatten.
- F Nichts lieber als dies. Doch selbst bei der erfreulichen Aussicht muß ich die Antwort kurz fassen.
- J Wie ist es also mit Ihrem Verhältnis zum Denken der Griechen?
- F Unserem heutigen Denken ist es aufgegeben, das griechisch Gedachte noch griechischer zu denken.
- J Und so die Griechen besser zu verstehen, als sie sich selbst verstanden.
- F Dies gerade nicht; denn jedes große Denken versteht sich selbst, d. h. *sich* in den ihm zugemessenen Grenzen, immer am besten.
- J Was soll es dann heißen: das griechisch Gedachte griechischer denken?
- F Im Blick auf das Wesen des Erscheinens läßt es sich gut erläutern. Wenn das Anwesen selbst als Erscheinen gedacht ist, dann waltet im Anwesen das Hervorkommen ins Lichte im Sinne der Unverborgenheit. Diese ereignet sich im Entbergen als einem Lichten. Dieses Lichten selbst bleibt jedoch als Ereignis nach jeder Hinsicht ungedacht. Sich auf das Denken dieses Ungedachten einlassen, heißt: dem grie-

chisch Gedachten ursprünglicher nachgehen, es in seiner Wesensherkunft erblicken. Dieser Blick ist auf seine Weise griechisch und ist hinsichtlich des Erblickten doch nicht mehr, nie mehr griechisch.

- J Was ist er dann?
- F Mir scheint, darauf steht uns keine Antwort zu. Sie hilft auch nichts, insofern es nur darauf ankommt, das Erscheinen als Wesen des Anwesens in seiner Wesensherkunft zu erblicken.
- J Wenn das gelingt, dann denken Sie das Erscheinen zugleich griechisch und nicht mehr griechisch. Sie sagten, wenigstens dem Sinne nach, der Bezirk der Subjekt-Objekt-Beziehung sei verlassen, wenn das Denken sich auf die jetzt genannte Erfahrung einlasse, in der die Wesensherkunft des Erscheinens – dürfen wir sagen: – selbst erscheint?
- F Schwerlich. Aber Sie rühren an Wesentliches. Denn in der Herkunft des Erscheinens kommt auf den Menschen jenes zu, worin sich die Zwiefalt von Anwesen und Anwesendem birgt.
- J Die Zwiefalt hat sich je schon, obzwar als solche verhüllt, dem Menschen angeboten.
- F Der Mensch hört, insofern er Mensch ist, auf diese Botschaft.
- J Dies geschieht, ohne daß der Mensch eigens darauf achtet, daß er je schon auf diese Botschaft hört.
- F Er ist dahin gebraucht, sie zu hören.

- J Sie nannten dies vorhin: Der Mensch steht in einem Bezug.
- F Und der Bezug heißt der hermeneutische, weil er die Kunde jener Botschaft bringt.
- J Diese beansprucht den Menschen, ihr zu entsprechen . . .
- F ihr als Mensch zu gehören.
- J Dies aber nennen Sie Mensch-*sein*, falls Sie das Wort «sein» jetzt noch zulassen.
- F Der Mensch ist der Botengänger der Botschaft, die ihm die Entbergung der Zwiefalt zuspricht.
- J Soweit ich dem, was Sie sagen, zu folgen vermag, ahne ich eine tiefverborgene Verwandtschaft mit unserem Denken, gerade weil Ihr Denkweg und seine Sprache so ganz anders sind.
- F Ihr Geständnis erregt mich in einer Weise, daß ich ihrer nur dadurch Herr werde, daß wir im Gespräch bleiben. Nur *eine* Frage kann ich nicht auslassen.
- J Welche?
- F Die nach dem Ort, an dem die von Ihnen geahnte Verwandtschaft ins Spiel kommt.
- J Da fragen Sie sehr weit.
- F Inwiefern?

- J Die Weite ist jenes Grenzenlose, das uns im *Ku* gezeigt wird, das die Leere des Himmels meint.
- F So wäre denn der Mensch als der Botengänger der Botschaft der Entbergung der Zwiefalt zugleich der Grenzgänger des Grenzenlosen.
- J Auf diesem Gang sucht er das Geheimnis der Grenze . . .
- F das in nichts anderem sich bergen kann als in der Stimme, die sein Wesen be-stimmt.
- J Was wir jetzt sagen – entschuldigen Sie das «wir» – läßt sich am Leitfaden der metaphysischen Sprachvorstellung nicht mehr erörtern. Darum versuchten Sie vermutlich durch den Titel der Vorlesung «Ausdruck und Erscheinung» die Abkehr von dieser Sprachvorstellung anzudeuten.
- F Andeutung blieb die ganze Vorlesung. Ich folgte immer nur einer undeutlichen Wegspur, aber ich folgte. Die Spur war ein kaum vernehmbares Versprechen, das eine Befreiung ins Freie ankündete, bald dunkel und verwirrend, bald blitzartig wie ein jäher Einblick, der sich dann auf lange Zeit hinaus wieder jedem Versuch, ihn zu sagen, entzog.
- J Auch später, in «Sein und Zeit», bleibt Ihre Erörterung der Sprache recht sparsam.
- F Doch vielleicht lesen Sie einmal nach unserem Gespräch aufmerksamer den § 34 in «Sein und Zeit».
- J Ich habe ihn schon oft gelesen und jedesmal bedauert, daß er so kurz gehalten ist. Indessen meine ich jetzt die Trag-

weite der Zusammengehörigkeit des Hermeneutischen und der Sprache deutlicher zu erblicken.

- F Die Tragweite wohin?
- J In eine Verwandlung des Denkens, die sich allerdings nicht wie eine Kursänderung einrichten läßt und schon gar nicht als Folge eines Niederschlages von Forschungsergebnissen der Philosophie.
- F Die Wandlung geschieht als Wanderung . . .
- J auf der ein Ort zugunsten eines anderen verlassen wird . . .
- F wozu es der Erörterung bedarf.
- J Der eine Ort ist die Metaphysik.
- F Und der andere? Wir lassen ihn ohne Namen.
- J Inzwischen wird mir immer rätselhafter, wie Graf Kuki darauf verfallen konnte, von Ihrem Denkweg eine Hilfe für seine Versuche zur Ästhetik zu erwarten. Denn Ihr Weg läßt mit der Metaphysik zugleich die in ihr gegründete Ästhetik hinter sich.
- F Aber so, daß wir das Wesen des Ästhetischen jetzt erst bedenken und in seine Grenzen verweisen können.
- J Vielleicht wurde Kuki von dieser Aussicht gelockt, denn er war viel zu ahnungsreich und zu besinnlich, als daß er sich mit der Verrechnung bloßer Doktrinen abgegeben hätte.

F Er gebrauchte den europäischen Titel «Ästhetik», dachte jedoch und suchte anderes . . .

- J *Iki*, ein Wort, das ich auch jetzt nicht zu übersetzen wage.
- F Aber vielleicht können Sie, was es uns verhüllterweise zuwinkt, jetzt eher umschreiben.
- J Aber erst, nachdem Sie das Wesen des Ästhetischen verdeutlicht haben.
- F Dies geschah bereits im Verlauf unseres Gespräches, nämlich gerade dort, wo wir nicht eigens davon sprachen.
- J Sie meinen bei der Erörterung der Subjekt-Objekt-Relation?
- F Wo anders sonst? Durch das Ästhetische, oder sagen wir durch das Erlebnis und in dessen maßgebendem Bereich, wird das Kunstwerk im vorhinein zu einem Gegenstand des Fühlens und Vorstellens. Nur wo das Kunstwerk zum Gegenstand geworden ist, wird es ausstellungs- und museumsfähig . . .
- J zugleich bewert- und abschätzbar.
- F Die künstlerische Qualität wird ein auszeichnender Faktor für die neuzeitlich-moderne Kunsterfahrung.
- J Oder sagen wir sogleich: für den Kunsthandel.
- F Die Bestimmung des Künstlerischen jedoch erfolgt im Hinblick auf das Schöpferische und die Meisterschaft.

- J Beruht die Kunst im Künstlerischen, oder liegt das Verhältnis umgekehrt? Die Rede vom Künstlerischen verrät doch immer den Vorrang des Künstlers . . .
- F als des Subjektes, das auf das Werk als sein Objekt bezogen bleibt.
- J Allein in diesen Rahmen gehört alles Ästhetische.
- F Er ist so verfänglich, nämlich umgreifend, daß er auch noch jede anders geartete Erfahrung der Kunst und ihres Wesens einfangen kann.
- J Umgreifen wohl, aber nie aneignen. Darum befürchte ich jetzt mehr denn zuvor, daß jede Erläuterung des *Iki* in die Fänge des ästhetischen Vorstellens gerät.
- F Es käme auf einen Versuch an.
- J *Iki* ist das Anmutende.
- F Kaum sagen Sie dies, sind wir schon mitten in der Ästhetik, wenn Sie an Schillers Abhandlung über «Anmut und Würde» denken. Sie ist, wie auch die nachfolgenden «Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen», aus der Zwiesprache mit der Ästhetik Kants geschrieben.
- J Wenn ich recht unterrichtet bin, sind beide Schriften mit ein wesentlicher Anstoß für Hegels Ästhetik geworden.
- F Darum wäre es anmaßend, wollten wir jetzt mit einigen Bemerkungen uns einreden, des Wesens der Ästhetik Herr geworden zu sein.

- J Im Ungefähr darf ich jedoch versuchen, das jetzt durch «Anmut» übersetzte *Iki* aus der Ästhetik, d. h. aus der Subjekt-Objekt-Beziehung herauszunehmen. Ich meine die Anmut jetzt nicht als Liebreiz . . .
- F also nicht im Bereich des Reizenden, der Eindrücke, der αἰσθησις, sondern?
- J Eher in der Gegenrichtung; aber ich weiß, ich bleibe mit diesem Hinweis noch in den ästhetischen Bereich verstrickt.
- F Unter Beachtung dieses Vorbehaltes können Sie gleichwohl die Erläuterung versuchen.
- J *Iki* ist das Wehen der Stille des leuchtenden Entzückens.
- F Das Entzücken verstehen Sie dann wörtlich als Entziehen, Hinzücken – nämlich in die Stille.
- J Hier ist überall nichts von Reiz und Impression.
- F Das Entzücken ist von der Art des Fort- und Hin- und Herwinkens.
- J Der Wink aber ist die Botschaft des lichtenden Verhüllens.
- F So hätte alles Anwesen seine Herkunft in der Anmut im Sinne des reinen Entzückens der rufenden Stille.
- J Da Sie mir, oder besser den vermutenden Andeutungen, die ich vorbringe, zuhören, erwacht in mir ein Zutrauen, mein Zögern zu lassen, das mich bislang davor zurückhielt, Ihnen auf Ihre Frage zu antworten.



F Sie meinen die Frage, welches Wort Ihre Sprache spricht für das, was wir Europäer «Sprache» nennen.

J Dieses Wort scheute ich mich bis zu diesem Augenblick zu sagen, weil ich eine Übersetzung geben muß, durch die sich unser Wort für Sprache wie eine bloße Bilderschrift ausnimmt, nämlich im Vorstellungsbezirk von Begriffen; denn nur durch sie sucht die europäische Wissenschaft und ihre Philosophie das Wesen der Sprache zu fassen.

F Wie heißt das japanische Wort für «Sprache»?

J (nach weiterem Zögern) Es heißt «*Koto ba*».

F Und was sagt dies?

J *ba* nennt die Blätter, auch und zumal die Blütenblätter. Denken Sie an die Kirschblüte und an die Pflaumenblüte.

F Und was sagt *Koto*?

J Diese Frage ist am schwersten zu beantworten. Indessen wird ein Versuch dadurch erleichtert, daß wir das *Iki* zu erläutern wagten: das reine Entzücken der rufenden Stille. Das Wehen der Stille, die dies rufende Entzücken ereignet, ist das Waltende, das jenes Entzücken kommen läßt. *Koto* nennt aber immer zugleich das jeweils Entzückende selbst, das einzig je im unwiederholbaren Augenblick mit der Fülle seines Anmutens zum Scheinen kommt.

F *Koto* wäre dann das Ereignis der lichtenden Botschaft der Anmut.

J Herrlich gesagt; nur führt das Wort «Anmut» das heutige Vorstellen zu leicht in die Irre . . .

F nämlich weg in den Bezirk der Impressionen . . .

J denen die Expression zugeordnet bleibt als die Art der Befreiung. Hilfreicher scheint mir die Zuwendung zum griechischen Wort χάρις, das ich in dem schönen Spruch fand, den Sie in Ihrem Vortrag «...dichterisch wohnet der Mensch...» aus Sophokles anführten, und das Sie mit «Huld» übersetzten. Darin spricht eher das wehende Ankommen der Stille des Entzückens.

F Zugleich noch anderes, was dort gesagt sein möchte, aber im Rahmen des Vortrages nicht dargetan werden konnte. Die χάρις heißt dort τικτουσα – die her-vor-bringende. Unser deutsches Wort dichten, tihton, sagt das Selbe. So kündigt sich im Spruch des Sophokles für uns an, daß die Huld selbst dichterisch, das eigentlich Dichtende ist, das Quellen der Botschaft des Entbergens der Zwiefalt.

J Ich bräuchte mehr Zeit, als das Gespräch gestattet, um den neuen Ausblicken nachzudenken, die sich mit Ihrem Hinweis öffnen. Aber *eines* sehe ich sogleich, daß er mir hilft, Ihnen noch deutlicher zu sagen, was *Koto* ist.

F Das scheint mir unumgänglich zu sein, um Ihr japanisches Wort für «Sprache» *Koto ba* auch nur einigermaßen mitdenken zu können.

J Sie erinnern wohl die Stelle unseres Gespräches, wo ich Ihnen die vermeintlich entsprechenden japanischen Worte zu der Unterscheidung des αίσθητόν und νοητόν nannte: *Iro*

und *Ku. Iro* meint mehr als Farbe und das sinnlich Wahrnehmbare jeder Art. *Ku*, das Offene, die Leere des Himmels, meint mehr als das Übersinnliche.

- F Worin das «mehr» beruht, konnten Sie nicht sagen.
- J Doch jetzt kann ich einem Wink folgen, den beide Worte bergen.
- F Wohin winken sie?
- J In das, von woher das Widerspiel beider zueinander sich ereignet.
- F Und das ist?
- J *Koto*, das Ereignis der lichtenden Botschaft der hervorbringenden Huld.
- F *Koto* wäre das waltende Ereignen . . .
- J und zwar dessen, was die Hut des Gedeihenden und Erblühenden braucht.
- F Was sagt dann *Koto ba* als Name für die Sprache?
- J Aus diesem Wort gehört, ist die Sprache: Blütenblätter, die aus *Koto* stammen.
- F Das ist ein wundersames und darum unausdenkbares Wort. Es nennt anderes als das, was uns die metaphysisch verstandenen Namen: Sprache, γλώσσα, lingua, langue und language

vorstellen. Ich gebrauche seit langem nur ungerne das Wort «Sprache», wenn ich ihrem Wesen nachdenke.

- J Aber finden Sie ein gemäßeres?
- F Ich meine, es gefunden zu haben; möchte es jedoch davor bewahren, daß es als geläufiger Titel verwendet und zur Bezeichnung für einen Begriff umgefälscht wird.
- J Welches Wort gebrauchen Sie?
- F Das Wort «die Sage». Es meint: das Sagen und sein Gesagtes und das zu-Sagende.
- J Was heißt sagen?
- F Vermutlich das Selbe wie zeigen im Sinne von: erscheinen- und scheinenlassen, dies jedoch in der Weise des Winkens.
- J Die Sage ist darnach nicht der Name für das menschliche Sprechen . . .
- F sondern für jenes Wesende, das Ihr japanisches Wort *Koto ba* erwinkt: das Sagenhafte . . .
- J in dessen Winken ich jetzt erst durch unser Gespräch heimisch geworden bin, so daß ich auch klarer sehe, wie gut geleitet Graf Kuki war, als er unter Ihrer Anleitung dem Hermeneutischen nachzusinnen versuchte.
- F Sie erkennen aber auch, wie dürftig es um meine Anleitung bestellt sein mußte; denn mit dem Blick in das Wesen der Sage beginnt das Denken erst jenen Weg, der uns aus dem

nur metaphysischen Vorstellen zurücknimmt in das Achten auf die Winke jener Botschaft, deren Botengänger wir eigens werden möchten.

J Der Weg dahin ist weit.

F Weniger, weil er in die Ferne, als weil er durch das Nahe führt.

J Das so nah ist, lang schon so nah gewesen ist, wie uns Japanern das bislang unbedachte Wort für das Wesen der Sprache: *Koto ba*.

F Blütenblätter, die aus *Koto* stammen. Die Einbildungskraft möchte ausschweifen in unerfahrene Bereiche, wenn dieses Wort sein Sagen beginnt.

J Schweifen könnte sie nur, wenn sie in das bloße Vorstellen losgelassen würde. Wo sie jedoch als Quell des Denkens springt, scheint sie mir eher zu versammeln als zu schweifen. Dergleichen ahnte schon Kant, wie Sie selber zeigen.

F Aber *ist* unser Denken schon an diesem Quell?

J Wenn nicht, dann doch unterwegs dorthin, sobald es den Pfad sucht, auf den, wie ich jetzt deutlicher sehe, unser japanisches Wort für «Sprache» winken möchte.

F Um diesem Wink uns fügen zu können, müßten wir erfahrener sein im Wesen der Sprache.

J Mir scheint, Bemühungen darum begleiten seit Jahrzehnten Ihren Denkweg und dies so vielfältig, daß Sie vorbereitet genug sind, etwas vom Wesen der Sprache als Sage zu sagen.

F Aber Sie wissen auch ebensogut, daß eigene Bemühung allein nie zureicht.

J Das bleibt wahr. Doch wir können, was sterbliche Kraft für sich nie vermag, eher erlangen, wenn wir von der Bereitschaft erfüllt sind, auch das wegzuschenken, was wir von uns aus nur immer versuchen, ohne daß es die Vollendung erreicht hat.

F Vorläufiges habe ich in dem Vortrag gewagt, den ich in den letzten Jahren einige Male hielt unter dem Titel «Die Sprache»<sup>1</sup>.

J Von diesem Vortrag über die Sprache habe ich Berichte und sogar eine Nachschrift gelesen.

F Solche Nachschriften, auch die sorgfältigen, bleiben, wie ich schon sagte, zweifelhafte Quellen, und jede Nachschrift des genannten Vortrages ist ohnehin eine Verunstaltung seines Sagens.

J Wie meinen Sie dieses harte Urteil?

F Es ist kein Urteil über die Nachschriften, sondern über eine unklare Kennzeichnung des Vortrages.

J Inwiefern?

F Der Vortrag ist kein Sprechen *über* die Sprache . . .

J Sondern?

F Wenn ich Ihnen jetzt antworten könnte, wäre das Dunkel

<sup>1</sup> Vgl. oben S. 11–33.

- um den Weg gelichtet. Aber ich kann nicht antworten. Der Grund dafür ist derselbe, der mich bisher davor zurückgehalten hat, den Vortrag als Schrift erscheinen zu lassen.
- J Es wäre aufdringlich, wollte ich diesen Grund wissen. Nach der Art, wie Sie vorhin unser japanisches Wort für «Sprache» in Ihr Gehör aufnahmen, und aus dem, was Sie von der Botschaft der Entbergung der Zwiefalt und vom Botengang des Menschen andeuteten, kann ich nur unbestimmt vermuten, was es heißt, die Frage nach der Sprache in eine Besinnung auf das Wesen der Sage zu verwandeln.
- F Sie verzeihen, wenn ich mit den Hinweisen sparsam bleibe, die vielleicht dahin führen könnten, das Wesen der Sage zu erörtern.
- J Hierfür bedarf es einer Wanderung in die Ortschaft des Wesens der Sage.
- F Dies vor allem. Aber ich meine jetzt zuvor etwas anderes. Was mich zur Zurückhaltung bestimmt, ist die wachsende Einsicht in das Unantastbare, was uns das Geheimnis der Sage verhüllt. Mit der bloßen Aufhellung des Unterschiedes zwischen Sagen und Sprechen ist wenig gewonnen.
- J Wir Japaner haben für Ihre Art der Zurückhaltung – ich darf wohl sagen – ein angeborenes Verständnis. Ein Geheimnis ist erst dann ein Geheimnis, wenn nicht einmal dies zum Vorschein kommt, daß ein Geheimnis waltet.
- F Für die oberflächlich Eiligen nicht minder als für die sinnend Bedächtigen muß es so aussehen, als gäbe es nirgends ein Geheimnis.

- J Wir stehen jedoch mitten in der Gefahr, nicht nur zu laut vom Geheimnis zu reden, sondern sein Walten zu verfehlen.
- F Dessen reinen Quell zu hüten, dünkt mich das Schwerste.
- J Aber dürfen wir deshalb kurzerhand der Mühe und dem Wagnis ausweichen, über die Sprache zu sprechen?
- F Keineswegs. Wir müssen uns unablässig um ein solches Sprechen bemühen. Sein Gesprochenes kann freilich nie in die Form einer wissenschaftlichen Abhandlung eingehen...
- J weil dadurch die Bewegung des hier verlangten Fragens zu leicht erstarbt.
- F Dies wäre der geringste Verlust. Schwerer wiegt ein anderes: ob es nämlich je ein Sprechen über die Sprache gibt.
- J Daß es dies gibt, bezeugt doch unser eigenes Tun.
- F Ich fürchte, nur allzusehr.
- J Dann verstehe ich Ihr Bedenken nicht.
- F Ein Sprechen *über* die Sprache macht sie fast unausweichlich zu einem Gegenstand.
- J Dann entschwindet ihr Wesen.
- F Wir haben uns über die Sprache gestellt, statt *von* ihr zu hören.
- J Dann gäbe es nur ein Sprechen *von* der Sprache . . .

- F in der Weise, daß es *von* ihrem Wesen *her* gerufen und *dahin* geleitet wäre.
- J Wie vermögen wir solches?
- F Ein Sprechen *von* der Sprache könnte nur ein Gespräch sein.
- J Darin bewegen wir uns ohne Zweifel.
- F Aber ist es ein Gespräch *vom* Wesen der Sprache *her*?
- J Mir scheint, wir bewegen uns jetzt im Kreis. Ein Gespräch von der Sprache muß von ihrem Wesen gerufen sein. Wie vermag es dergleichen, ohne selber erst auf ein Hören sich einzulassen, das sogleich ins Wesen reicht?
- F Dieses seltsame Verhältnis nannte ich einmal den hermeneutischen Zirkel.
- J Er besteht überall im Hermeneutischen, also dort, wo nach Ihrer heutigen Erläuterung das Verhältnis von Botschaft und Botengang waltet.
- F Der Botengänger muß schon von der Botschaft herkommen. Er muß aber auch schon auf sie zugegangen sein.
- J Sagten Sie früher nicht, dieser Zirkel sei unausweichlich; statt zu versuchen, ihn als einen vermeintlich logischen Widerspruch zu vermeiden, müsse man ihn gehen?
- F Gewiß. Aber diese notwendige Anerkennung des hermeneutischen Zirkels bedeutet noch nicht, daß mit der Vorstellung des anerkannten Kreises der hermeneutische Bezug ursprünglich erfahren ist.

- J Sie würden also Ihre frühere Auffassung preisgeben.
- F Allerdings – und zwar insofern, als die Rede von einem Zirkel stets vordergründig bleibt.
- J Wie würden Sie jetzt den hermeneutischen Bezug darstellen?
- F Ich möchte eine Darstellung ebenso entschieden vermeiden wie ein Sprechen *über* die Sprache.
- J So läge alles daran, in ein entsprechendes Sagen von der Sprache zu gelangen.
- F Ein solches sagendes Entsprechen könnte nur ein Gespräch sein.
- J Aber offenkundig ein Gespräch ganz eigener Art.
- F Ein solches, das dem Wesen der Sage ursprünglich vereinnet bliebe.
- J Dann dürften wir aber nicht mehr jedes Miteinanderreden ein Gespräch nennen . . .
- F falls wir diesen Namen fortan so hörten, daß er uns die Versammlung auf das Wesen der Sprache nennt.
- J In diesem Sinne wären dann auch Platons Dialoge keine Gespräche?
- F Ich möchte die Frage offenlassen und nur darauf weisen, daß sich die Art eines Gespräches aus *dem* bestimmt, von

- woher* die dem Anschein nach allein Sprechenden, die Menschen, *angesprochen* sind.
- J Wo das Wesen der Sprache als die Sage die Menschen ansprache (*ansagte*), ergäbe *sie* das eigentliche Gespräch . . .
- F das nicht «über» die Sprache, sondern *von* ihr, als von ihrem Wesen gebraucht, sagte.
- J Wobei es sogleich von untergeordneter Bedeutung bliebe, ob das Gespräch als ein geschriebenes vorliegt oder als ein irgendwann gesprochenes verklungen ist.
- F Gewiß – weil alles daran liegt, ob dieses eigentliche Gespräch, mag es geschrieben und gesprochen sein oder nicht, fortwährend im Kommen bleibt.
- J Der Gang eines solchen Gespräches müßte einen eigenen Charakter haben, demgemäß mehr geschwiegen als geredet würde.
- F Geschwiegen vor allem über das Schweigen . . .
- J weil das Reden und Schreiben über das Schweigen das verderblichste Gerede veranlaßt . . .
- F Wer vermöchte es, einfach vom Schweigen zu schweigen?
- J Dies müßte das eigentliche Sagen sein . . .
- F und das stete Vorspiel zum eigentlichen Gespräch *von* der Sprache bleiben.
- J Ob wir so nicht das Unmögliche versuchen?

- F Allerdings – solange dem Menschen nicht jener Botengang rein gewährt ist, den die Botschaft braucht, die dem Menschen die Entbergung der Zwiefalt zuspricht.
- J Diesen Botengang hervorzurufen, gar noch, ihn zu gehen, dünkt mich noch unvergleichlich schwerer als das Wesen des *Iki* zu erörtern.
- F Gewiß. Denn es müßte sich etwas ereignen, wodurch sich dem Botengang jene Weite öffnete und zuleuchtete, in der das Wesen der Sage zum Scheinen kommt.
- J Ein Stillendes müßte sich ereignen, was das Wehen der Weite in das Gefüge der rufenden Sage beruhigte.
- F Überall *spielt* das verhüllte Verhältnis von Botschaft und Botengang.
- J In unserer alten japanischen Dichtung singt ein unbekannter Dichter vom Ineinanderduften der Kirschblüte und Pflaumenblüte am selben Zweig.
- F So denke ich mir das Zueinanderwesen von Weite und Stille im selben Ereignis der Botschaft der Entbergung der Zwiefalt.
- J Doch wer von den Heutigen könnte darin einen Anklang des Wesens der Sprache hören, das unser Wort *Koto ba* nennt, Blütenblätter, die aus der lichtenden Botschaft der hervorbringenden Huld gedeihen?
- F Wer möchte in all dem eine brauchbare Aufhellung des Wesens der Sprache finden?

- J Man wird es nie finden, solange man Auskünfte in Gestalt von Leitsätzen und Merkworten fordert.
- F Doch manch einer könnte in das Vorspiel eines Botenganges einbezogen werden, sobald er sich für ein Gespräch von der Sprache bereithält.
- J Mir will scheinen, als hätten wir jetzt selber, statt über die Sprache zu sprechen, einige Schritte auf einem Gang versucht, der sich dem Wesen der Sage anvertraut.
- F Sich ihm *zusagt*. Freuen wir uns, wenn es nicht nur so scheint, sondern so *ist*.
- J Was ist dann, wenn es so ist?
- F Dann ereignet sich der Abschied von allem «Es ist».
- J Den Abschied denken Sie aber doch nicht als Verlust und Verneinung?
- F Keineswegs.
- J Sondern?
- F Als die Ankunft des Gewesen.
- J Aber das Vergangene geht doch, ist gegangen, wie soll es kommen?
- F Das Vergehen ist anderes als das Gewesen.
- J Wie sollen wir dieses denken?

- F Als die Versammlung des Währenden...
- J das, wie Sie neulich sagten, währt als das Gewährende...
- F und das Selbe bleibt wie die Botschaft...
- J die uns als Botengänger *braucht*.

## HINWEISE

### DIE SPRACHE

Der Vortrag wurde am 7. Oktober 1950 auf Bühlerhöhe zum Gedächtnis von Max Kommerell gehalten und am 14. Februar 1951 bei der Württembergischen Bibliotheksgesellschaft in Stuttgart wiederholt. Der bisher ungedruckte Vortrag ist in der Form vielfacher Ab- und Nachschriften bekannt geworden.

### DIE SPRACHE IM GEDICHT

Der Aufsatz erschien zuerst unter dem Titel: *Georg Trakl. Eine Erörterung seines Gedichtes* im Merkur 1953, Nr. 61, S. 226–258.

### AUS EINEM GESPRÄCH VON DER SPRACHE

Der bislang ungedruckte Text entstand 1953/54, veranlaßt durch einen Besuch von Prof. Tezuka von der Kaiserlichen Universität Tokio. Um vielfach verbreiteten unrichtigen Behauptungen zu entgegnen, sei hier ausdrücklich bemerkt, daß die im Text des Gespräches Seite 92 erwähnte Widmung von «Sein und Zeit» auch der vierten Auflage des Buches von 1935 vorangestellt blieb. Als der Verleger den Druck der fünften Auflage von 1942 gefährdet bzw. ein Verbot des Buches kommen sah, wurde auf Vorschlag und Wunsch von Niemeyer schließlich vereinbart, die Widmung in dieser Ausgabe fortzulassen unter der von mir gestellten Bedingung, daß auch jetzt die Anmerkung auf Seite 38 stehen bliebe, durch die jene Widmung eigentlich erst begründet wurde und die lautet: «Wenn die folgende Untersuchung einige Schritte vorwärtsgeht in der Erschließung der ‚Sachen selbst‘, so dankt das der Verf. in erster Linie E. Husserl, der den Verf. während seiner Freiburger Lehrjahre durch eindringliche persönliche Leitung und freieste Überlassung unveröffentlichter Untersuchungen mit den verschiedensten Gebieten der phänomenologischen Forschung vertraut machte.» Zu der im Gespräch genannten «Zwiefalt», insgleichen zu dem im Vortrag «Die Sprache» erörterten «Unter-Schied» sind zu vergleichen: *Was heißt Denken?* Niemeyer Tübingen 1954 und *Identität und Differenz* G. Neske Pfullingen 1957.

das Wesen  
sagt:  
die inneren  
Ebenen der  
sich inneren  
der ihm  
eilen, daß  
a.» (§ 10,

in ihren  
schwach-  
einfach-  
einer  
anderer  
lenes ge-  
ers abge-  
ge Frucht  
Dichtung



## **12. Sitzung**

Edmund Naumann: "Land und Volk der japanischen Inselkette", Allgemeine Zeitung, 26. und 29. Juni 1886. Rintaro Mori: "Die Wahrheit über Nipon", ebenda, 29. Dezember 1886

# Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

1886. Nr. 175.

(Zuerst in Augsburg erschienen.)

München, Sonnabend, 26. Juni.

Correspondenzen sind an die Redaction, Inserate dagegen an die Expedition franco zu richten. Redaction und Expedition befinden sich Schwandlauerstrasse Nr. 73. Der Inseratspreis ist 30 Pf. (im Hauptblatt 40 Pf.) für die kleinspaltige Oboelzelle. Im Hauptblatt (excl. Montag) erscheinen nur 4spalt. Inserate.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München. Verantwortlicher Redacteur: Dr. Otto Braun in München. Für den Inseratenteil verantwortlich: W. Reil in München.

## U e b e r s i c h t.

Land und Volk der japanischen Inselkette. Von Dr. C. Naumann. (I.) — Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg. Von S. C. v. Berlepsch. (V. Schluß.) — Frankreich. Paris: Zur Abreise der Prätendenten. Neue Regierungsmethode. Heilige und Könige. — Stalien. Rom: Aus der Kammer. Interpellation Ferraris betreffend die Wahl und die Verurtheilung Cipriani's. Erklärungen des Justizministers und des Ministerpräsidenten. — Verschiedenes.

Telegraphische Berichte siehe sechste Seite.

## Land und Volk der japanischen Inselkette.

Von Dr. Edmund Naumann.

I.

Schon seit Jahrhunderten erfreut sich der Kranz gebirgiger Inseln, von dem aus im Norden die Kette der unwirthlichen Kurilen hinaufführt zu Kamtschatka, wo vulcanisches Feuer das Eis der Gletscher schmilzt, und der sich im Süden durch die Quilande der Vulkus-Inseln mit Formosa verbindet, des Rufes bezaubernder Schönheit: Goldiger als bei uns glänzt dort die Sonne, an einer vielgestaltigen Felsenküste bäumen sich hochgehende Wellen, wann der Frühling kommt, dann schmückt er das grüne Pflanzenkleid des Insellandes mit Blüthen ohne Zahl, in den Wäldern klettern Schlinggewächse an schrauten Stämmen oder steilen Felswänden hoch empor, um ihre Blumen glöckchen oder Blüthensträuße in luftiger Höhe anzuhängen und im Herbst prangt das Laub in den herrlichsten Farben und bildet mit dem Sommergrün einen Anflangespich, der an Pracht in anderen Ländern seines gleichen sucht.

Die vier größten Inseln des japanischen Bogens, dem Aral nach Großbritannien ungefähr entsprechend, erstrecken sich durch nicht weniger als vierzehn Breitengrade, von der Breite von Alexandria etwa bis zur Breite von Venedig. Durch die weite Erstreckung von Süd nach Nord, durch die geistige Natur des Landes und durch die eigenthümliche Stellung zwischen der großen Continentsküste und dem stillen Weltmeere werden außerordentliche Verschiedenheiten des Klimas bedingt. Im Norden der Hauptinsel gibt es Winter, die im Winter förmlich unter Schnee begraben werden; 25 Fuß ist keine Seltenheit. Auf Dschima, einer Vulkaninsel am Eingange zum Golf von Seto, stehen Mitte Februar die Camellienwälder in vollster Blüthe, während tief drinnen im Lande den 12 Kilometer langen See von Suwa noch eine dicke Eiskruste bedeckt. Beim Uebergange über den Gebirgszug Mikunitoge, nach Durchmessung einer schon in Schnee und Winternebel gehaltenen Landschaft, sah ich einst mit Staunen, wie sich vor der Höhe zu meinen Füßen ein von Sonnenglanz überglänzendes, grünes Land ausbreitete. Wenn im April auf der Kii-Halbinsel blühende Azaleenbüsche und Bäume den Wanderungen einen unbeschreiblichen Reiz gewähren, jagen die Bauern in dem unter Schnee halb begrabenen, am japanischen Meere aufsteigenden Abhänge nach Varen.

Auf Jejo, der nördlichsten der vier großen Inseln, starren winterliche Strecken unter Schnee und Eis, während sich im Süden die Wälder und Wiesen mit Blumen schmücken. Die Rauheit des Klimas trägt Schuld daran, daß sich der Strom der Einwanderer nicht so weit nach Norden ergoß. Noch jetzt ist Jesso von den sogenannten Ainos, einem frieblichen, aber tief stehenden, von Jagd und Fischfang lebenden Volkstamme, bevölkert.

Die Ainos, welche sich vor allem durch starke Behaarung von den meist kahlköpfigen Japanern unterscheiden, breiteten sich in vorgeschichtlicher Zeit über die ganze japanische Inselkette aus und wurden allmählich von den über Korea eindringenden Eroberern nach Norden zurückgedrängt. Vielfach erinnern die Namen von Dörfern, Bergen, Buchten und Inseln an die Urvölker des Landes. Selbst im äußersten Süden findet man Benennungen aus der Ainosprache. So liegt südlich von Kjusiu ein langgestrecktes Gilaub, Tanegashima, das von Ainos getauft worden ist.

Tanegashima hat für uns auch in so fern Interesse, als hier die ersten Europäer, die Entdecker der japanischen Inseln, im Jahre 1542 aus Land kamen. Ein chinesisches Piratenschiff, auf welchem sich drei Portugiesen befanden, wurde durch einen Sturm hierher verschlagen. Die Fremden, die mit ihren Donnerbüchsen die Vögel von den Bäumen holten, erregten bei den Eingebornen nicht geringes Staunen. Schon im 13. Jahrhundert hatte man in Europa durch Marco Polo Kunde von dem Wunderlande Zipangu erhalten, und als sich Columbus auf seine Entdeckungsreise begab, geschah dieß in der Hoffnung, Japan zu finden. Zurückgekehrt von seiner weiten Reise, lebte er sogar in dem festen Glauben auf das Zipangu des Marco Polo gestoßen zu sein.

Den ersten Entdeckern der japanischen Inseln folgten geistlich-missionarische Abenteurer, und nicht lange dauerte es, so kamen die Missionäre. Die neue Lehre gewann bald Verbreitung, so daß in dem ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts die Zahl der Christen nicht weniger als 600,000 betragen haben soll. Aber nur zu bald erkannte man in den allzufrühen Glaubensboten Friedensstörer und Staatsfeinde. Die schrecklichsten Christenverfolgungen begannen und führten zur vollständigen Ausrottung des Christenthums. So schmerzhaft das Entgegenkommen gewesen, welches den ersten Anknüpfungen zutheil geworden, so grausam und unerbittlich war nun das Vorgehen gegen alle, die sich zum Kreuze bekamen. Mit eiserner Strenge wurde das Land von allen Spuren der abendländischen Religion gesäubert, und nicht nur die Massen, die Fremden überhaupt mußten meiden. Für die

Holländer und Chinesen erhielten das Privilegium, mit den Eingebornen Handel treiben zu dürfen, doch konnte dieß nur unter den denkbar größten Beschränkungen geschehen. Die Vertreibung der Fremden und die Abschließung des Landes gegen die äußere Welt fand im Jahre 1624 gesetzliche Bestätigung. Es folgten nun 250 Jahre ununterbrochener Friedens, in welchen beständig zwei Kaiser neben einander an der Spitze des Staates standen, der Mikado, welcher der angestammte rechtmäßige Herrscher war, und der Shogun, der Kriegsherr oder Militärfürst. Die Shogune waren die Usurpatoren. In ihren Händen lag die ganze Macht. Das Land war in eine Anzahl kleiner Fürstenthümer zerstückelt, aber die Herren dieser Länderlein, die sogenannten Daimios, standen im Lehnsverhältnisse zu dem Shogun, dem Feudalherrn, der eine wunderbar organisierte und strenge Controle über das Staatswesen übte. Die Abgeschlossenheit des Landes und ein Buch weißer Gesetze, von denen Kämpfer sagt, er wünsche von Grund seines Herzens, daß wir Europäer ebenso wenig hätten, gewährten die Bürgschaft des Friedens. Es ist ein hochinteressantes Detail, das unser Landsmann (der sich in den Jahren 1690 bis 1692 in Japan aufhielt und als ebenso fleißiger wie geschickter Beobachter erwies) den Zuständen jener Zeiten geschildert hat, und geradezu glänzend muß das Zeugniß genannt werden, welches er den Bewohnern des Landes ausstellt. Er sagt von ihnen, daß sie unter sich einig und ruhig seien, den Göttern Verehrung und den Gesetzen Gehorsam zollen, er nennt sie unterrichtet, höflich, verbindlich und tugendhaft, unbedröckert in den Künsten und Proben ihres Fleißes. Niemals, sagt Kämpfer, ist das Land in einem glückseligeren Zustande gewesen, als jetzt, da es von einem unumschränkten und nach Gütigkeiten herrschenden Monarchen regiert wird und vor allem ausländischen Handel und Gemeinschaft verschlossen und verwahrt ist.

Wenn das Kreuz, das heilige Zeichen der Christen, Anfang des 17. Jahrhunderts unter dem harten Stahl japanischer Schwerter zerstückelt, wenn es hier dem Vordringen abendländischer Kultur und Civilisation nicht als Wegweiser dienen konnte, vielmehr die Entfremdung der Völker des Ostens und Westens bedingte, so liegt der Grund in der Begegnung mit einer ebenso alten, wie kerngesunden Kultur, von deren tiefem Gehalt wir uns später überzeugen werden. Es darf nicht wundernehmen, daß die christliche Lehre in der fünfzigjährigen Zeit von der Entdeckung Japans bis zur Abschließung des Landes so viele Erfolge verzeichnen konnte; denn die zum Schluß des 16. Jahrhunderts war das Land von den schwersten Kämpfern erschüttert. Die Sack des Bürgerkrieges brannte die Dörfer nieder, Morde und Todschlag waren an der Tagesordnung, und selbst für ein Schwert führen durfte und es verstand, das selbe mit kräftigem Arm zu schwingen, war in Gefahr, sein Leben durch schleichende Mörder zu verlieren. Da ist es erklärlich, daß so manches von der unerschöpflichen Sehnsucht nach friedvollen Zeiten erfüllte Herz Trost und Stärkung in der neuen Lehre suchte und fand. Aber Ruhe und Ordnung kamen wieder, und ein großer Staatsmann, Iyeyas mit Namen, der sich in heißen Schlachten bereits den Ruhm eines Helden gesichert, nützte die Kraft vaterländischer Kultur, um den Frieden dauernd zu wahren.

Als die ersten Entdecker im südlichen Japan überall eine gastliche Aufnahme fanden, erwiesen sich die Wunder, welche das Schicksal berichtet, als nichtbringende Fürsprecher. Im Jahre 1853 geschah es, daß der amerikanische Gesandte Perry in Uraga anlangte, um den Entwurf eines Freundschafts- und Handelsvertrages zu übergeben. Ein Jahr später kam er wieder und importierte den Japanern mit Dampf und Electricität, Telegraph und Eisenbahn machten nicht weniger Effect, als seinerzeit Mendez Pinto's Artillerie; aber man würde sehr irren, wenn man glaubte, die Japaner hätten sich durch den Eindruck der neuer Erfindungen derart überwältigen lassen, daß sie aus innerem Bedürfnisse unserer Civilisation näher getreten wären. Allerdings schloß Perry einen Vertrag mit der Regierung des Shoguns ab, aber es war derselbe nur ein Signal zur Entzündung des Bürgerkrieges. Schon seit langem hatte sich der Stolz der Fürsten mit Unwillen unter das Joch der Feudalherren gebeugt und jetzt kam es zu offener Feinde. Die Mehrzahl der Daimios fiel vom Shogun ab und setzte schließlich im Jahre 1868 den Mikado als Allererhöchster wieder in seine vollen Rechte ein. Mit dem Feudalherren fiel nun auch das Feudalsystem. Die Fürsten legten ihre Herrschaften freiwillig in die Hände ihres Kaisers und die Theilung des Volkes in die abgabenfreie, konsumierende, kriegspflichtige der Samurai und in die abgabenpflichtige, producierende der Gemein hörte auf. Die sociale Umwälzung, welche mit dem Sturz des Feudal-systems Hand in Hand ging, war also eine der tiefgreifendsten, die man sich denken kann. Dem Umstande, daß die Widerstandskraft des Volkes durch die inneren Zerwürfnisse und Entwicklungsvorgänge geschwächt war, ist der Abschluß der Verträge hauptsächlich zuzuschreiben, durch welche eine Anzahl Häfen dem fremden Handel und Verkehr geöffnet wurden. Als Frucht selbständiger Entwicklung ist der Anschluß an die europäische Civilisation nicht zu betrachten. Ohne den fortwährenden Druck von außen wären die Verträge gewiß nicht zu Stande gekommen. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Japaner sich uns als den Ueberlegeneren im Bewußtsein eigener Unvollkommenheit genähert hätten, und pflegt man diese Annäherung als einen Beweis für die guten Eigenschaften und die Intelligenz des Volkes hinzunehmen. Aber diese Anschauung trifft nicht das Rechte. Das Land ist nicht von innen her geöffnet, sondern von außen erschlossen worden. Die Japaner folgten nur dem immer intensiver hervor-tretenden Verlangen fremder Mächte, mit ihnen in Verkehr zu treten, und es geschah dieß keineswegs ohne Blutvergießen. Als die Mikadoherrschaft wieder hergestellt war, stand man der Nothwendigkeit einer neuen Organisation des Staatswesens gegenüber. Was war da bequemer als westländische Einrichtungen zu copiren? Das Princip kritischer Nachahmung ist noch jetzt gang und gäbe. Da ist es denn nicht zu verwundern, wenn die Geschichte neben unläugbaren Fortschritten so manchen Mißgriff, den Schiffsbruch so mancher Unternehmung verzeichnet.

Die japanischen Inseln ragen als Theile eines großartigen, aus tiefen Abgründen aufsteigenden Gebirges über die Meeresfluth empor. Breites, von gewundenen Thälern viel zerfurchtes Bergland fügt sich mit scharfen Ketten zusammen. Zwischen diesen Gebirgsgliedern verlaufen große Längsthäler, denen aus zahllosen, lustig rauschenden Sturzflüssen die Wasser zufließen, oder es schieben sich Ebenen ein, auf denen die Bevölkerung dicht zusammengedrängt dem Boden so viel als möglich abzugewinnen bestrebt ist. Nur wenige Flüsse sind in ihrem Unterlaufe auf kurze Strecken für größere Fahrzeuge schiffbar, kleine Boote aber wagen die Fahrt über schäumende Stromschnellen, mitten durch die Felsanhäufung reichende Flüsse, und wenn nach einer pfeilschnellen Fahrt das ruhige Fahrwasser erreicht ist, dann schleppen die unbedrossenen Schiffe ihr Fahrzeug mit unsäglicher Mühe wieder stromaufwärts.

Hoch über das chaotisch erscheinende Gewir von Bergen und Klüften erheben sich die Vulcane. Unter all diesen Feuerbergen, deren das Land einen großen Reichthum besitzt, ist der Fuji (Fuji-san) der höchste. Er steigt bis zu einer Meereshöhe von 3800 Meter an und ist zugleich der höchste Berg des ganzen japanischen Archipels. Ich lade den freundlichen Leser ein, mich auf einer Wanderung nach dem Gipfel des berühmten Berges zu begleiten und dort eine sich über nicht weniger als 13 Provinzen erstreckende Rundschau zu halten.

Tokio, der Ausgangspunkt unseres Streifzuges, eine Stadt von nahezu 800,000 Einwohnern, ist seit 1869 Sitz der Regierung. Es liegt am Rande der größten Ebene des Landes, dort, wo der Golf von Yedo in großem flachen Bogon abschließt. Zwischen Utsunomiya und Neustadt führt der Sumidagawa, ein aus dem nahegelegenen Berglande von Kuanto herauströmender Fluß, zum Meere. Aus dem unabsehbaren Häusermeere tauchen hübsige Schollen auf und im Westen und Norden umschließt ein flacher Hügelkranz die niedere Stadt. Sie und da überragt ein großer Tempel mit seinem mächtigen Dache die ringsum liegenden kleinen hölzernen Wohnhäuser. Im Centrum der Stadt, auf der Westseite des Flusses, liegt die großartige, Anfangs des 17. Jahrhunderts erbaute Festung. Ein riesiger Doppelgraben mit gewaltigen Mauern umgibt dieses unergängliche Denkmal des berühmten Erbauers der alten Schogun-Herrschaft.

Wir mietten eine jener zweirädrigen, von Menschen gezogenen leichten Karren, die man Djinrikischa nennt und lassen uns nach Westen entführen. Wie im Fluge geht es auf der schlechten Straße vorwärts und nach vier bis fünfständiger Fahrt (nach Durchmessung der von Reisfeldern eingenommenen Ebene von Yedo) langen wir in dem 46 Kilometer von Tokio entfernten, gegen 8000 Einwohner zählenden lebendigen Städtchen Gachujō an. In der Nachbarschaft wird viel Seidenzucht getrieben, wie überhaupt in den Randgebieten der Ebene. Der Weg führt nun über eine Bergkette weg, ist aber nicht mehr für Djinrikischa passierbar; denn die Klüfte können die starke Steigung nicht überwinden. Wer schlecht zu Fuße ist, kann sich ein träges Packpferd mietten und sich's auf dem hölzernen hohen Sattel bequem machen, wenn solches überhaupt möglich ist, oder er kann sich, wenn er im Stande ist, seine Glieder wie ein Taschenmesser zusammenzuklappen oder sich zu einem möglichst kleinen Klumpen zusammenzuballen, in eine „Sänfte“ hineinzuhängen, in der er weniger sanft vorwärts bewegt werden dürfte, als die in den für solche Toiletten berechneten Portschiffen des Utsunomiya-Flusses. Nach Ueberwindung der Bergkette (die von ihrer Höhe aus einen reizenden Blick auf den hinter zahllosen Wunden, dicht aneinander gedrängten Bergen aufsteigenden Fuji gewährt, während unten in der Tiefe zwischen senkrechten Terrassenstufen ein vielfach gewundener Fluß auf uns zufließt) geht es bergauf und bergab durch viele ansehnliche Dörfer, bis wir zur Sachajō, der Eisenbrücke, kommen. Hier überschreitet man eine prachtvolle, enge und tiefe Felsenklüfte. Bald wendet sich der Weg nach Südwesten, ein Thal hinauf, und ehe wir nach dem am Fuße des Fuji gelegenen Pilgerdort Ramihoshida gelangen, verläßt sich die Nähe des Vulkanus bereits durch einen wildartigen großartigen Lavastrom, der vor undenklichen Zeiten das Thal hinabgelaufen. Die Reise von Tokio bis Ramihoshida kann in 2 1/2 bis 3 Tagen ausgeführt werden.

Von Ramihoshida aus geht es zunächst nur sanft bergan, gleich hinter dem Dorfe durch einen lichten Forst hoher knorriger Kiefern, in deren Zweigen die Uguisu, die japanische Nachtigall, ihre entzückenden Lieder ertönen läßt. Auf den melodienreichen Kiefernwald folgt steinige Wüste. In einer Theeshenke wird für wenige Minuten Halt gemacht. Hier will das wiehernde Gelächter der Gäste lauten Streit überbieten. Ein Träger macht den Versuch, die Bezahlung seiner Peche bis zur Rückkunft vom Berge zu verschieben, aber der änderrne, grauhäutige, krummrückige Wirth läßt sich so etwas nicht gefallen und sucht sein gutes Recht durch ebenso hitzige wie flüssige Rede zu vertheidigen. Da, wo der steilere Anstieg beginnt, liegt eine Gruppe von Theehäusern. Der Ort heißt Magaheshi, d. h.: Schicks das Pferd zurück. In den Sommermonaten herrscht an dieser Stelle ein ebenso reges wie buntes Leben. Gleich hinter Magaheshi geht es in den Bergwald hinein. Bis zum Gipfel sind acht Ruhestationen angelegt. Sie bestehen aus höhlenartigen, in künstlichen Steinhaufen freigelassenen Räumen und bieten bei sehr primitiven Einrichtungen Gelegenheit zum Uebernachten, so daß man die Besteigung nicht notwendig in einem Tage auszuführen braucht. Wenn man ohne besonders große Anstrengung um 6 Uhr Nachmittags auf dem Gipfel sein. Die Verdünnung der Luft in der großen Höhe ruft zusammen mit der nach den Beschwerden der Besteigung eintretenden Erschöpfung und sehr bedeutenden Temperaturerniedrigung bei vielen Personen Fieber und Schüttelfrost hervor.

Wir quartieren uns in einer der aus Steinen sehr roh, aber massiv gebauten Hütten ein, die in langer Reihe an einer geschützten Stelle des Kraterandes erbaut sind und zur Unterkunft der Pilger dienen. Gegen halb 4 Uhr Morgens rührt sich's in der Behausung; draußen ist's schon lebendig. Die Thüren werden geöffnet und ein schwacher, stumpfer Silberlichtschein fließt herein und lockt hinaus ins Freie. Oben im Zenith glänzt die fast volle Mondscheibe, die Quelle des Silberlichtes; unten ein unabsehbares Meer von Schatten, auf dem die Seen Yamanata und Kawaguchi in traumhaftem Glanze wie Inseln schweben. Nach und nach legt sich ein dunkelindigobioletter Gürtel um den Horizont. Ueber ihm entzündet sich die erste zarte Morgenröthe, der erste Gruß des nahenden Tages; in dem Roth schwimmen flache Wolkenstreifen violetter Färbung. Bald beginnt sich das große Gewölbe mit mattem Lichtglanz zu erleuchten. Gold legt sich über die Wolkenstreifen. Blau übergießt den Himmel, die Schatten entschweben. Zwischen Ost und Nordost schimmert hoch oben über Licht und Farben eine finstere riesenhafte Wolkenmasse, einem gewaltigen Fische gleich, der den spitzen Rücken aufsperrt. Fieberlich ernst ziehen langsam Schritte unter dem Geräusche ihrer Glöckchen die Pilger an unserer Hütte vorüber. Ihre Gestalten heben sich schwarz ab von der Farbenpracht des Morgenhimmels. Feurig roth glüht es dann im Osten und die Gluth fließt weiter nach Norden und Süden, lebhafter werden die goldenen, die grünen, die blauen Farbentöne, und langsam steigt aus der finsternen Tiefe das Bergland auf. Zuerst taucht hier und da ein Gipfel auf, dann heben sich die Körper aus dem Schattenmeere, zuletzt reißt sich Berg an Berg; und ein unabsehbares Gebirgsland, von einigen rauchenden Kegeln gekrönt, ist hervorgewachsen. Erst in weiter, weiter Ferne dehnt sich nach Ost und Südost zu das Meer.

1) Spr. Fudschian. 2) Spr. Dschinrikischa. 3) Spr. Fatschudschu. (Die Vocale werden wie im Deutschen ausgesprochen, eh, oh und j wie im Englischen.)

gleich, der den spitzen Rücken aufsperrt. Fieberlich ernst ziehen langsam Schritte unter dem Geräusche ihrer Glöckchen die Pilger an unserer Hütte vorüber. Ihre Gestalten heben sich schwarz ab von der Farbenpracht des Morgenhimmels. Feurig roth glüht es dann im Osten und die Gluth fließt weiter nach Norden und Süden, lebhafter werden die goldenen, die grünen, die blauen Farbentöne, und langsam steigt aus der finsternen Tiefe das Bergland auf. Zuerst taucht hier und da ein Gipfel auf, dann heben sich die Körper aus dem Schattenmeere, zuletzt reißt sich Berg an Berg; und ein unabsehbares Gebirgsland, von einigen rauchenden Kegeln gekrönt, ist hervorgewachsen. Erst in weiter, weiter Ferne dehnt sich nach Ost und Südost zu das Meer.

Auf dem Wege nach der Spitze, die dem Sonnenaufgange gegenüberliegt, lagern Pilgerschaaren, in ihre Maiten gehüllt, auf grobem Schnitt und nacktem Lanagesels. Die malerischen Gestalten mit ihren weißen und blauen Gewändern, mit den von Sonne und Wetter gebräunten markigen Gesichtern, wie sie auf der farbenreichen Wüste des Kraterandes lagern, unter den bunten, lustig flatternden Fahnen der Steinhütten verleihen dem großartigen, überwältigenden Naturschauspiel des Sonnenaufgangs auf dem Gipfel des Fuji einen eigenartigen poetischen Reiz, einen lebensvollen Vordergrund.

Jetzt ruft ein greller Lichtstrahl aus Osten die starren Gestalten der Pilger zum Leben. Die Sonne steigt empor. Alles neigt sich zum Gebet, jeder legt die flachen Hände zusammen, und das leise, ehrfurchtsvolle Flüstern der frommen Wallfahrer verschmilzt zu einem tiefen, schwingenden Tone, den der Wind hinaus trägt dem Morgen entgegen. Wie die Sonne voll am Himmel steht ist die Feier zu Ende. Die Wallfahrer sind freudig erregt und geben sich ganz der Bewunderung des großartigen Bildes hin, das sich zu ihren Füßen entrollt. Sie suchen den Thalshatten, in dem ihr Heimatdorf liegt, verfolgen es, den Weg zu verfolgen, den sie durchmessen, und geben sich Auskunst über die Namen der Gipfel und Flüsse.

Es würde zu langer Weile bedürfen, wollte ich den freundlichen Leser vom Gipfel aus durch die zu Füßen des Fuji liegenden Länderstrecken geleiten. Ich werde es daher versuchen, von dem einmal gewonnenen Standpunkte aus den Weg zu zeigen, den wir verfolgen müßten, um nach einem anderen Theile des Landes zu kommen. Jenseit des dem Vulkan im Nordwesten umkränzenden Gebirgsbaldes liegt eine blühende Ebene, rings von hohen Bergen umgeben. Im Herzen dieses grünenden Bedens ist Kofu, eine besonders durch ihre Seidenindustrie hervorragende Stadt von 16,000 Einwohnern, gelegen. Das Gebirge läßt im Nordwesten dieser Stadt eine Lücke erkennen. Eine ziemlich belebte Straße führt hier durch, und man gelangt in einem Tage von Kofu aus an Boyd, einer fortwährend zum Scheitern neigenden Ruffe nach dem See von Suwa. Dieser See schüttet seine Wasser in das Bett des nach Süden fließenden Tenryugana, der auf der Westseite des Maitse-Gebirges einer gewaltigen, spitzdreieckigen Masse hinunterzieht nach dem Meere. Eine wilde Fahrt führt den reizenden Fluß hinunter bis zur Mündung, wo eine große vor Tokio nach der westlichen Hauptstadt Kiyoto führende Straße gen Westen führt. Von Kiyoto aus gelangen wir leicht per Bahn an das Ufer des an Inseln und Naturschönheiten überreichen langgestreckten Binnenmeeres, das zwischen der Insel Shikoku und dem westlichen Rappen der Hauptinsel durchzieht. Mit Shikoku nun wollen wir uns etwas näher befreunden.

Anfangs des vorigen Jahres unternahm ich eine Reise nach der eben genannten Insel. Hauptzweck lag mir das wissenschaftliche Interesse darin, doch abte dieser Theil des Landes auch in so fern eine gewisse Anziehungskraft auf mich aus, als ich bei Gelegenheit früherer Reisen eine besonders freundliche Aufnahme gefunden hatte. Kleine Dampfschiffe vermitteln den Verkehr zwischen den zahlreichen Häfen des Binnenmeeres. Als Passagier erster Klasse wird man in einem vierdeckigen Käfig untergebracht, an dessen Wänden die Rudimente von Bänken hinklaufen, auf denen selbst ein zum Gerippe abgemagertes Mensch schwerlich zu ruhigen Sigen kommen dürfte.

Vielleicht ist es die magere japanische Kost gewesen, die mich gelegentlich meiner Reisen durch das Binnenmeer immer von neuem veranlaßt hat. Betrachtungen darüber anzustellen, ob es im Falle eines Schiffbruches wohl möglich sein würde, durch die sehr bescheiden angelegten Ruten hinaus ins freie Meer zu schlüpfen. Einmal, vor zwei Jahren, fand ich sogar Veranlassung, den Käfig eines solchen dampfenden Schiffes mit einem schwimmenden Sarg zu vergleichen. Einer jener furchtbaren Stürme, die man Tsunune nennt, es war einer der schrecklichsten, die in den letzten Jahrzehnten vorgekommen, überraschte uns auf der Rückreise nach Kobe und fiel mit einer so furchtbaren Gewalt über unser kleines Fahrzeug her, daß ich mich heute noch wundere, wie wir damals der Wuth der Wellen entgegen konnten.

Unter den volkreichen Städten der Nordküste von Shikoku ist Marugame vielleicht die am meisten besuchte, da in ihrer Nähe, 12 Kilometer südlich, die weit berühmten Tempel von Kompira gelegen sind. Zu gewissen Zeiten geht es hier sehr lebhaft zu. Am 10. jeden Monats ist Fest. Eine breite, mit großen Theehäusern besetzte Straße führt zu einer prächtigen Treppe aus Granit, die weit den Berg hinauf und zu den in verschiedener Höhe liegenden Tempeln führt. Die Tempel sind unter anderem befalls von Interesse, weil sie eine ansehnliche Sammlung von Kunstschätzen bergen. Anfangs dieses Jahrhunderts hielt sich hier Oko, ein bedeutender Künstler, auf, um die Hauptfälle des Tempels mit einer Reihe schöner Gemälde zu zieren. Oko war der Gründer einer naturalistischen Schule, die sehr viele namhafte Maler zählt und zu der phantastischen Richtung einer früheren Zeit in schroffen Gegensatz trat.

Von Kompira aus verfolgen wir die südliche Richtung weiter, überschreiten einen Hügelkranz und finden uns zuletzt am Fuße eines hohen und breiten, quer vor uns liegenden Bergzuges. Hier machen wir Halt, nehmen unsern aus Reis, Fisch und etwas Reut, sowie aus heißem Sate, d. i. ein aus Reis gebrautes Getränk, bestehendes Mittagmahl ein und lassen uns von einem Saimon, einem fahrenden Sänger, etwas vorsingen. Der nach japanischen Begriffen stugerhaft gekleidete Künstler begleitet seinen Gesang mit einer Klapper aus Holz. Die Saimons verdienen 30-40 Pfennig pro Tag. Als Lohn für ein Lied erhalten sie 1-2 Pfennig. Für Nachtlager und Beköstigung haben diese Leute so gut wie gar nichts zu zahlen. Die Kurzwelt, die sie gewahren, gilt an Zahlungsort.

Der breite Sandsteinbegraben, den wir nun überschreiten, ist auffallend steril. Um so fruchtbarer ist das geräumige Längsthal des Yoshinogawa, das auf der Südseite des Landes von Westen nach Osten zieht. Dieses Thal bezeichnet den Nordrand eines sehr wichtiger Gebirgszuges, der mit dem sogenannten Centralmassiv unserer Alpen wie anderer großer Gebirge verglichen werden kann. Auf einer Terrasse am rechten Ufer, ungefähr in der Gegend,

wo wir in das große Thal niedersteigen, liegt das Städtchen Iseba. Unhaltender Regen zwang mich feinerzeit, mehrere Tage hier zuzubringen. Der Ort ist ein Sammelpunkt für Händler, die in den Gasthäusern lärmende Conferenzen halten. Das Gespräch dreht sich dann um Tabak, der in den nahen Bergen von Iwa producirt wird, Holz, Fische, Salz und Baumwollstoffe. Während der Regentage betrieb ich Unterhandlungen mit Schiffseuten, die sich denn schließlich bereit erklärten, mich gegen einen allerdings sehr theuren Fahrlohn die Stromschnellen des Flusses hinauf bis zu dem etwa 16 Kilometer weiter stromaufwärts gelegenen Kawaguchi zu bringen. Zwischen Iseba und Kawaguchi macht der Fluß ein Knie und führt dann quer durch das Gebirge durch, bis das Thal von neuem in die Längsrichtung des Gebirges einlenkt. Die Durchbrechung des Centralmassivs durch den Yoshinogawa gehört zu den herrlichsten Partien, die ich in Japan kennen gelernt habe. Es lag mir viel daran, zwischen den sich aufragenden Felswänden des Thales flussaufwärts zu gelangen, um einen gründlichen Einblick in das Mark des Gebirges gewinnen zu können.

Ich habe mich auf meinen Reisen von so manchem reisenden Flusse thalab tragen lassen. Das waren lustige Fahrten; aber ich muß gestehen, daß es unendlich mehr Reiz hat, einen schäumenden Wasserberg nach dem anderen zu erklettern. Zu den interessantesten Stromschnellen gehört die Kawagase genannte. Hier wird das 6 Meter lange Boot erst an langen Seilen von vier Schiffen, die in etwa 200 Meter Entfernung auf einem spitzen Felsen Posto gefaßt haben, langsam an der steilen Felswand der linken Thalseite hinbewegt. Die beiden Männer im Boot suchen das Fahrzeug möglichst dicht am Ufer zu halten, um zu verhindern, daß es von den Strudeln in die tobende Fluth hineingezogen werde. Dieß bewerkstelligen sie, indem sie ihre Stangen in die Klüfte der Schiefer stecken, ihr Gewicht an die Stange hängen und das Boot gegen die Felsen drücken. Dabei passiert es nicht selten, daß einer von ihnen rücklings ins Boot fällt. Nach Ueberwindung der schwierigen Stelle lassen wir uns an den Ziehseilen pendelnd nach der rechten Seite schwingen. Hier ist das Ufer flach und das Wasser ruhiger. Wenig weiter oben aber stürzt uns ein neuer Wasserfall entgegen, der eigentliche Kawagase. Die Bedeutung des Wortes „Flußsturm“ der zum Sturm entfesselte Strom, gibt einen Begriff von dem Ungeheuer, mit welchem die Wasser ihren Sprung über die Klüfte ausführen. Durch diesen Wasserfall nun müssen wir hindurch. Dicht am Fuße des Kawagase, von seinem Schaum bespritzt, machen wir Halt, bis die Schiffer am steilen Hange des anderen Ufers genügend weit stromaufwärts geeilt sind. Dann werden die Seile drüben an Felsköpfen befestigt, die Tane, die das Boot auf unserer Seite halten, werden gelöst und mit Blüheschnelle geht es durch den Wasserfall in das Gebooge des anderen Ufers hinein.

Von wilder Schönheit ist die Felsenschlucht bei Kawaguchi. Zu beiden Seiten steigt es verworren brüchig auf, Wasserfäden gleiten aus der Höhe zur Tiefe, vielerorts gähnen finstere Schlünde. Im Sonnenschein glänzen die blanken Flächen des Olivenschiefers wie das reinste Silber neben den tiefschwarzen Schatten der Spalten und Höhlen, und kein Edelstein zeigt schönere Farben als die in Smaragdgrün prangenden Wassergründe. Oben krönen Klippen die rissigen Gipfel, zwischen den bemosten Pfeilern und Pyramiden aus Schiefergestein lugen Gebirgskamine in die Schlucht herein, und wenn das Raufen und Brausen der Wasser entschweht, wenn das Boot in eine ruhige Grotte lenkt, dann tönen vom buschigen Thalhang herab die sanften Triller der Uguisu.

Auf der Reise von Iseba bis Kawaguchi hatte ich das Unglück gehabt, mir bei Gelegenheit einer Excursion in ein Seitenthal hinein den Fuß zu verlegen. Die Schiffer weigerten sich, mit Hinweis auf die Gefahren der Stromschnellen, weiter stromaufwärts zu gehen, und ich war genöthigt, da ich nicht im Stande war, zu marschieren, und da der Pfad durch das Querthal des Yoshinogawa für Pferde ungangbar ist, meine Zuflucht zu einem Beförderungsmittel zu nehmen, das ich Niemand empfehlen möchte, nämlich zu einem Kago. Ein solcher mußte nun erst gebaut werden, was der sehr einfachen Construction wegen nur kurzer Zeit bedurfte. Ein dickes rechtliches Brett wurde mit Hilfe gepaltener Bambus an einem dicken Tragbalken aufgehängt und der Apparat, der mich die geringe Summe von 80 Pfennigen kostete, war fertig. Ich setzte mich auf das Brett, klappte meine Glieder ein, die Träger stemmten ihre schwieligen Schultern gegen den dicken Balken, hoben die Last mit einem kräftigen Ruck, und es ging weiter.

Man wird schwerlich irgendwo in der Natur schönere Farben finden, als die, welche der Yoshinogawa aufweist. Oft traut man seinen Augen kaum, wenn durch das im Frühjahr noch lockere Laub das herrlichste Smaragdgrün aus der Tiefe herausleuchtet. Der schmale Pfad führt an steilen Felswänden hin, und so tief ist der Fluß eingeschnitten, daß man ihn oft fast senkrecht 300 Fuß tief unter sich sieht. Thalauflauf und thalab entrollen sich die entzückendsten Bilder. Den Schlangenlauf des grünen oder weißschäumenden Wassers begleiten ununterbrochen groteske Felspartien. Dann verliert sich der Fluß allmählich zwischen den ineinandergehobenen Bergrippen. Wo Wald und Busch und Fels einer flachen Lehne Platz machen, da liegen freundliche Gehöfte, von wohlgepflegten Feldern umgeben. Halsbrecherisch wird die Reise, wenn der gewundene Pfad an steiler Böschung hinab zum Thalgrunde führt, und an solchen Stellen lernt man verstehen, warum die Japaner ihre Tragessel nicht bequemer eingerichtet haben; denn je länger der Tragbalken, um so schwerer sind die steilen Stellen zu überwinden, um so schwerer sind die scharfen Biegungen der Gebirgspfade zu nehmen. Eine starke Vertrauensseligkeit gehört auch dazu, sich im Kago über einen reisenden Seitenfluß wegtragen zu lassen, der nur von roh behauenen, von Blod zu Blod gelegten Balken überbrückt ist. Wer hier irgend wie nervenschwach ist und an der Zuverlässigkeit der Träger zweifelt, muß schon vor Angst ins Wasser fallen.

Nach zweitägiger Reise kommen wir zur Gränze der Provinz Tosa und schlagen unser Nachlager in dem Bancho, dem alten Wachtthause auf. In früheren Zeiten gab es solche Gränzwachen in einigen Provinzen, ganz besonders in Tosa und Satsuma, in großer Zahl. Jeder, wer es auch sein möchte, der die Provinz verlassen oder in dieselbe eintreten wollte, mußte sich bei der Wache legitimiren. Für die Vasallen des Fürsten bestand ein strenges Verbot, sich ohne Erlaubniß oder Befehl ihres Herrn außer Landes zu begeben.

Nähe beim Bancho endet die quere Durchbrechung des Yoshinogawa und wir gelangen zum oberen Laufe des Flusses, der in sehr geräumigen Rängsthal zwischen hohen Gebirgen hinzieht. Die Landschaft hat an Wildheit verloren, aber an Lieblichkeit gewonnen. In ruhigem Wasser spiegelt sich der herrlichste, durch Vogelschlag von Gebern, Eichen und Bambus, Sturzabäche durchbrechen das Dicht der Ufer und öffnen dem Blick die Aussicht auf ferne Gipfel. Der obere Theil des Yoshinogawa ist reich an Fischen.

Es wird hier ein eigenthümlicher, auch in verschiedenen anderen Theilen des Landes üblicher Sport betrieben, der darin besteht, die Forellen mit Hilfe gesiederter Fische, nämlich von Cormoranen, zu fangen. Ein Freund von mir betreibt dieses Vergnügen mit solcher Leidenschaft, daß ihn die ärgsten rheumatischen Schmerzen nicht abschrecken, immer von neuem ins Wasser zu steigen. Er sitzt am liebsten bei Nacht, mit U und Feuer. U ist der Cormoran, der an einen Strich befestigt wird und in das Wasser taucht, um den Fisch herauszuholen.

Vom Bancho nach dem südlich, nahe der Hauptstadt Kochi gelegenen Niosekimusa (welch letzteres das vorläufige Ziel meiner Reise bildete) ist es noch zwei Tagereisen. Meine Kagoträger brachten mich — am letzten Tage unter strömendem Regen — ohne Schaden über die vor der Ebene von Kochi gelegenen Ketten. Meine Ankunft war bereits gemeldet und Abends saßen wir im Hause des Arztes Otsa in Gesellschaft vieler Freunde aus der Nachbarschaft bei Sake und japanischen Lederbissen, als da sind: gerösteter Fasan, Fisch, Krebs, Pilzsuppe und andere Herrlichkeiten, die unsere liebenswürdige Wirthin, die Mutter meines Freundes, zubereitet hatte. Wir gedachten der Zeit, wo ich — Jahre früher — in Niosekimusa anlangte. Damals war Fest im Dorfe, damals trank man den Sake im Freien und die Sonne sah dem munteren Treiben zu. Häßlich gepugte Mädchen lachten über die Scherze lustiger Burken und auf einer Bühne vor dem kleinen Dorftempel, im Schatten einer riesigen Ulme, tanzten maskirte Spagmacher.

Als ich am andern Tage mit meinem Wirth beim Frühstück saß, machte ich ihm im Scherz den Vorschlag, mir den Kago abzukaufen, denn es gefallt mir, sagte ich, bei Euch so gut, daß ich hier warten werde, bis ich wieder auf den Beinen bin. Ich biete 12 sen, gab er zur Antwort, und hoffe, daß Ihr nicht mehr bezahlt habt. Bis dahin war ich stolz darauf gewesen, den Apparat für ein sehr billiges Geld erstanden zu haben. Da ich aber 20 sen bezahlt hatte, empfand ich das Gefühl des blamirten Europäers.

Einen Begriff von der Wohlfeilheit der Lebensmittel in der Provinz Tosa möge die Angabe der Auslagen geben, die mein Wirth bei Gelegenheit des erwähnten Festes, das Jintji heißt, hatte. In seinem kleinen Hause fanden sich an einem Tage nicht weniger als 200 Gäste ein. Das Fest dauerte zwei Tage. Dabei wurden für 8 Yen = 80 Mark Fische verzehrt und für 30 M. Sake getrunken, so daß die Gesamtausgaben nicht mehr als 80 M. betragen haben dürften. Den Sake brauen die Hausfrauen von Tosa selbst, nur in den Städten und Marktorten gibt es Brauereien. Das Fest findet nie in zwei benachbarten Dörfern gleichzeitig statt, sondern geht in den Dörfern eines Districtes reihum. Die Einladungen ergehen nur an gute Bekannte der Nachbarörter, die guten Bekannten bringen aber ihre guten Bekannten mit, da jeder Eingeladene das Recht, sogar gewissermaßen die Pflicht hat, Fremde einzuführen. Dabei ist eine Einführung nicht einmal erforderlich. Jeden heißt man willkommen. Die Damen bedienen, und wo die schönsten Frauen sind, da sammeln sich die meisten Gäste, comme chez nous.

#### Die kunsthistorische Abtheilung der Schwäbischen Kreisausstellung zu Augsburg.

Von G. C. v. Berlepsch.

(Schluß.)

\* Eine ganz reizende, überaus zierliche Arbeit und der besten Zeit des 16. Jahrhunderts angehörig ist Nr. 1840, der sogenannte Georglöffel, im Besitze Sr. Durchl. des Fürsten Fugger. Es ist ein in drei Theile zerlegbares Object, das einen Löffel, dazu die Gabel und eine Schreibfeder enthält. An dem köstlich gearbeiteten Stiele des Löffels, ein miniatur natürlich, befindet sich das Figürchen des Ritters, der gegen den Drachen anreitet, auf dem breiten Ende des Stieles, der seine Perl- und Smaltverzierung hat, ist die Jungfrau angebracht, welche aus des Drachen Gewalt befreit wird. Ganz originell ist die Art, wie das Figürchen auf der Rückseite des schmalen Stiel-Endes den Uebergang zu der elliptischen Löffelhöhle bildet und gleichzeitig, wenn das Object zusammengelegt ist, die beiden Backen der Gabeln umfaßt. Das ganze ist ein wahres Meisterstück.

Dem beginnenden 17. Jahrhundert gehören sodann einige außerordentlich schöne Becher an, so Nr. 1486, Vocal der Ulmer Kaufmannsgilde, derselben berechtigt im Jahre 1607 von Herzog Friedrich zu Württemberg, Ulmer Arbeit. Man möchte eher glauben, einen Jagdpokal zu sehen, denn um den Fuß herum liegen, ganz frei, starrgehobene Hirsche, und die Reliefs der Friesdarstellungen zeigen ebenfalls allerlei Wild, sowie Scenen aus dem Jägerleben; Nr. 1688, Kunstpokal der Ulmer Feingoldschläger, in Silber und vergoldeter Treibarbeit, Augsburger Marke, datirt 1600. Um den Rand der Cuppa sind eine Menge von Denkmägen, meist niederdeutschen Ursprunges, befestigt, die ebenfalls von Goldschlägern gefertigt sind. Die älteste derselben ist 1602 datirt. Monogrammen am Becher: G. S. (vielleicht Georg Siebenbürger, welcher zu Augsburg in den Jahren 1597—1616 als Hausbesitzer aufgeführt wird.)

Von einem sehr tüchtigen Augsburger Meister des 17. Jahrhunderts enthält der Schrank mit den fünf gothischen Monstranzen (2. Saal r.) einige gute Arbeiten (Nr. 1568). Es ist Jacob Jäger (1623—1673), die beiden Arbeiten datiren von 1667, enthalten mythologische und allegorische Figuren (die eine) und die Flucht der Medusa auf dem Drachentwagen (die andere). Mit J. L. (Joh. Georg Lang?) bezeichnet (Johann oder Hans Senker) ist eine Trinkkanne mit getriebenen Kinderfiguren (Nr. 1532). Andere bisher unbekannt bezeichnete Arbeiten tragen Nr. 1529: M. S. (Trinkkanne), Nr. 1580: H. W. (Trinkkanne), Nr. 1531: F. B. (Friedrich Brecher?) (Trinkkanne), alle etwa derselben Zeit, Mitte des 17. Jahrhunderts, angehörig und mit Augsburger Marke versehen.

Das Hauptstück der ausgestellten Augsburger Goldschmiede-Arbeiten ist der schon mehrmals erwähnte Vocal von Johann Andreas Lehlotz (bei Stetten Thelott geschrieben). Stetten berichtet über ihn (Kunst-Gewerb und Handwerks-Geschichte der Stadt Augsburg): Er war selbst ein vortrefflicher Zeichner und reich an den schönsten Erfindungen, besonders aber dazu mit Kenntniß der alten Geschichte, der Fabel, der heidnischen Götterlehre und der Allegorie bestens ausgerüstet. Sein Meisterstück, welches ich selbst besitze und welches, nach der Gewohnheit der Silberarbeiter, in einem Deckelbecher besteht, ist ein sehr schätzbares Kunststück (es ist das Ausstellungsobject). Es ist darauf die Geschichte des Dedipus, des Jason, Verschiedenes aus der Geschichte des Hercules, mit

29.6.1886

Sein Wissen war ein außerordentliches, sein Charakter und Wesen zeigten den schönsten Einklang zwischen den Gaben des Verstandes und des Herzens, so wie es sich nur in ganz hervorragenden Naturen, wie z. B. in Goethe, findet.

Land und Volk der japanischen Inselkette.

Von Dr. Edmund Raumann.

(II.)

\* Tosa ist ein gesegnetes Land. Ich habe unter den Bauern nirgends größeren Wohlstand und größere Ehrlichkeit gefunden als hier. Oft sieht man an der Seite des Weges kleine Körbchen oder Kästchen aufgestellt, wo weit und breit kein Haus und kein menschliches Wesen zu sehen ist.

In der Nähe von Miselinnisa gibt es einige finstere Schluchten. Zwischen eng aneinander tretenden Felswänden stürzt das Wasser in eine von Bäumen beschattete Grube. Diese Schluchten heißen Jabuchi.

Die schönen Frauen von Tosa scheinen mir nicht an die Sage zu glauben. Auch will ich gestehen, daß sie nicht so schön sind, um eine so traurige Strafe zu verdienen. Daran trägt zum Theil eine eigenthümliche Sittlichkeit Schuld, nach welcher sich Frauen bei der Verheirathung, in manchen Gegenden des Landes auch Mädchen, wenn sie sich zu einem Liebhaber befeimen oder wenn sie aus den jungen Jahren herauskommen, die Augenbrauen abwaschen und die Zähne schwarz färben.

Waffenrost des geliebten Jünglings zu behalten, der dann auch, stets in einem Glasbehälter seines Schlafzimmers aufgehängt, vor seinen Augen bliehe. Es ist nicht anzunehmen, daß sich sein Vermögen seit dem Jahre 1848 namhaft vermehrt habe. Sein Ministergehalt war ein äußerst mäßiger.

Es ist vielleicht schon im Geiste unserer Leser und mehr noch in dem unserer Leserinnen (wenn wir das Glück haben sollten, solche zu besitzen) der Gedanke aufgeleitet, warum Cabour nicht die Fackel Hyems angezündet habe.

Es ist die höchste unwahrscheinlich, da unser Feld zu der Walle eines Werther oder zu der einer italienischen Nachbildung, des Jacopo Ortis, sicher die allergeringsten Anlagen hatte. Daß es dasmal Cabour ein Leichtes gewesen wäre, eine seinen Wünschen entsprechende Verbindung einzugehen, scheint außer Zweifel.

Die Auffassung findet ihre spätere Bestätigung in einem scherzhaften Wortwechsel zwischen dem König Victor Emanuel und ihm. Als der Verlobungsact zwischen der Prinzessin Clotilde und dem Prinzen Napoleon vor sich ging, überreichte der König Cabour einen prächtigen Ring. „Ma, Vostra Maestà sa che non ho moglie; nè la prenderò.“ Ihre Majestät weiß, daß ich keine Frau habe, noch eine solche zu nehmen gedenke, sagte in scherzendem Danke Cabour.

Siehe „Allg. Ztg.“ Nr. 175 B.

hundreds aufkam, und zwar zuerst von Männern gelbt wurde. Das Schwanz färben wird mit Hilfe von Galläpfeln und Eisenoxyd, also mit Tinte vorgenommen. Das Präparat ist angeblich ein gutes Mittel für Erhaltung der Zähne und ganz besonders gegen Zahnschmerz.

Eine jener Frauen, die es am ehesten verdienen dürften, Jas zu werden, war die schöne Kaiho von Kiyoto, die feinerzeit, d. h. als sie noch jung war, so manchem Japaner das Herz verwundete. Kaiho war eine berühmte Geisha; ihr Beruf bestand also darin, bei großen Dinern und Begegnungen mit zarten Händen Speise und Trank zu kredenzen und die Gäste durch Saitenspiel, Sang, Tanz und wigige Rede zu ergötzen.

Ich will es versuchen, Ihnen mit Hilfe eines anderen Sittenbildes zu zeigen, welche Eigenschaften der Japaner an der Gattin schätzt. Ein hochstehender Beamter in Tokio hat das Glück, eine tugendhafte Frau zu besitzen. Das Familienleben ist ein durchaus ungetrübtes, obwohl der Hr. Gemahl nur allzu häufig gegen die Ehe sündigt.

Obwohl die Gehehe des Jyehas den Fürsten und Fahrentägern das Recht sichern, nicht weniger als acht Nebenfrauen zu halten, während der Samurai nur zwei haben durfte, ist die Polygamie in Japan keineswegs allgemeine Sitte. In den großen Städten kommt es allerdings nicht selten vor, daß sich reiche Herren mit einer Concubine, vielleicht auch mit mehreren versehen, aber es können diese Beispiele doch nur als Ausnahmen gelten.

Auf chinesischen und japanischen Gemälden findet man nicht selten drei gemächlich aussehende alte Herren dargestellt, die vor einem großen mit drei gefüllten Töpfe stehen, aus dem sie naschen. Es wird uns der Augenblick vergegenwärtigt, wo sie sich gegenseitig ihre Ansicht über den Geschmack des Breies zu erkennen geben.

Lauts, der alte Knabe, so genannt, weil er als altes Kind geboren worden sein soll, der Begründer des Taoismus, der die Welt verachtete und die Rettung in Selbsterkenntniß suchte, hat für uns wenig Interesse. Seine Lehren haben in Japan keinen Eingang gefunden, und er hat auch keine so große kulturhistorische Bedeutung, wie die beiden anderen Philosophen.

Buddha war der grasseste Pessimist, den man sich denken kann. Das größte Glück, sagt er, besteht darin, nicht geboren zu werden, das nächstgrößte für die, die geboren worden sind, bald zu sterben. Die menschliche Existenz ist nothwendig und untrennbar dem Elend angetraut. Daher soll der Buddhist, wenn ihm am Heil seiner Seele etwas gelegen ist, allen Freuden der Welt enjagen, und sein ganzes Streben soll darauf gerichtet sein, die Lust zur Sünde zu unterdrücken. In Celibat und Mönchthum sucht er Rettung, Sünde und Strafe verhalten sich wie Ursache und Wirkung.

Dem Chinesen sowohl als dem Japaner gilt die Familie als heilig.

erfüllt und rissen und t, welcher s das Ge es Italien und ohne schen Bü. Indem ber einem antaste zu n Demon- r geistiger ver Nation ist eine hen. In n ziemlich sind, ers 3 und der solche Be- ige Leben einer be- icht alles, ist, wird verwählter stellungen zu wissen. Dieses ie Gefahr t für die tiens er- idere, die ervice, zu upen ein u geistiger u haben. an die um das glühigen Gelegen en König lang das stit auf- alienische weit er- maritell gbedachte Aufgangs ationaler in einem ten aus- Kleinen men des had des nan aus- mühte chaupitet deise den declama- Königs unkte in if ging. t. Der mal in ngliche Verhält- logia. geist- der ja ort her s Hr. Welt- vo der indliche hartige et sein, emen t aus t, eine Schule re ait Sein 3 war selbst einer itet.) tionen in den imäßig ito er- verfligt offenen

Der Gedanke an die Vorfahren verläßt ihn nie; er fühlt ihre Nähe und lebt mit ihnen. Seit uralten Zeiten wird auf beiden Seiten des japanischen Meeres mit den Ahnen ein Cultus getrieben. Wie kam es nun, daß eine Lehre, die den Weg zum Heil in Celibat und Mönchtum suchte, ein williges Gehör bei Völkern fand, denen es als größtes Unglück galt, keinen Sohn zu haben — wie konnten die Chinesen sich einreden lassen, daß die Frau ein seelenloses Wesen sei, wo sie doch den Vorfahren beiderlei Geschlechts in ihren Ahnenhallen eine tiefe Verehrung zollten, und erscheint es nicht wie ein Räthsel, daß eine Religion voll Schwermuth und Hoffnungslosigkeit sich in das Gemüth eines lebenslustigen, kriegerischen Volkes, wie die Japaner es sind, einzudringen vermochte?

In Glanz und Farbenpracht gehüllt, schritt der Buddhismus vorwärts. Durch Wirkung auf die Sinne suchten die Missionäre den Weg zum Herzen. Phantasie und Aberglauben der Orientalen fanden willkommene Nahrung. Auf den unbestimmten, negirenden Hintergrund des Nirvana wurden mit leuchtenden Farben die Freuden des Paradieses gemalt. Der Glaube an Hölle und Paradies brachte das beängstigte Bewußtsein ins Gleichgewicht. Und wo heimische Götter vorhanden waren, da fanden diese in dem Himmel der Buddhisten ein gastliches Unterkommen. So wurde die Religion Shaka's das Bindeglied zwischen großen Volkemassen. Das prächtige Kleid, in dem sie sich vorstellte, verschaffte ihr Ansehen, und als sie im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in den japanischen Archipel eintrat, da brachte sie den Inselanwohnern die Sprache, Literatur, die Wissenschaften und Künste der continentalen Nachbarländer als Geschenk. Jahrhunderte vorher hatte der Zauber chinesischer Weisheit das japanische Culturleben berührt, aber zu anspruchlos in seinem Auftreten war er wie ein Hauch daran vorübergegangen.

Älter als die japanische Geschichte, älter wohl als das japanische Volk ist die nationale Religion des Insellandes, der Shintoisimus, der Weg zu den Göttern. Ursprünglich bestand sie in Anbetung der Himmelskörper und Naturkräfte, dann kam dazu die göttliche Verehrung der Geister hervorragender Männer des Volkes und der Ahnen. Während sich die Buddha-Tempel durch Glanz und Pracht hervorhoben, zeichnen sich die Tempel des reinen Shinto-Dienstes durch große Einfachheit aus. Solche reine Shinto-Tempel gibt es aber sehr wenige im Lande. Es trat nämlich um das Jahr 800 eine Verquickung mit dem Buddhismus ein, durch welche die alten Göttermeynen der Japaner zu buddhistischen Legenden umgestempelt wurden. Die nationalen Götter traten nun als Erscheinungsformen buddhistischer Gottheiten auf, und in keineswegs seltenen Fällen geschah es, daß in demselben Tempel buddhistische und Shintoisische Priester friedlich neben einander hausten. Die Verschmelzung der beiden Religionen war dazu angethan, die Zahl der Secten um Erhebliches zu vermehren.

Ein frischer Quell von Kraft und Leben ergoß sich in den Shintoisimus, in den chinesischen Ahnencultus, in die ganze ostasiatische Cultur durch die Lehren jenes großen chinesischen Philosophen, dem seinerzeit nicht weniger als 3000 Schüler lauschten. Confucius ist ein praktischer Kopf. Er kümmert sich wenig um die Ewigkeit. „Ihr wollt etwas über den Tod wissen,“ sagte er einst, von seinen Schülern befragt, „und kennt das Leben nicht!“ Er lehrt die Menschen gut zu sein, die Tugend um ihrer selbst willen zu üben, ohne Hoffnung auf Belohnung und ohne Furcht vor Strafe. Unter hundert Tugenden ist Pietät gegen die Eltern die höchste, unter 10,000 Verbrechen ist Ehebruch das größte. Aber auch das Verhältnis zum Staat wußte er zu regeln, und man kann es sogar gewissermaßen das Ziel der confucianischen Ethik nennen, dem Staate auf der Grundlage einer reinen Sittenlehre den Bestand auf weit hinaus zu sichern. Der Anhänger des Confucius ist nicht nur guter Sohn und treuer Vatte, sondern auch loyaler Untertan.

Während bei den Chinesen die buddhistischen Priester eine fast verachtete Stellung einnehmen, stehen sie bei den Japanern in hohem Ansehen. Die Lehren des chinesischen Weisen sind für den gemeinen Mann zu hoch, der Shintoisimus verspricht zwar Lohn für große Thaten, und seine Geister können gegen Unglück schützen, aber nur der Buddhismus gewährt Trost und Seelenruhe. Vor etwa 15 Jahren brannte in Kiyoto der Higashihonganji, einer der größten und schönsten Tempel des Landes, in der kurzen Zeit von 15 Stunden nieder. Mit dem Wiederaufbau des Gotteshauses hat man schon längst begonnen. Ein mächtiges Gerüste von 130 Fuß Höhe verräth sich schon aus weiter Ferne. Der Bau soll im ganzen 60 Millionen Mark kosten und beschäftigt nicht weniger als 1000 Arbeiter. Zum Aufziehen des Gebälks bedient man sich faustdicker Seile aus Menschenhaare. Die Gesamtlänge der Haare, die ich im vorwigen Jahre in Augenschein nehmen konnte, belief sich auf nicht weniger als 750 Fuß. Wie viele gläubige Frauen müssen ihren Haarschmuck geopfert haben, um die Herstellung solcher Taus zu ermöglichen! Das sind wohl Beweise für die Religiosität des Volkes — aber den Ahnencultus hat der Buddhismus trotz alledem nicht zu verdrängen vermocht. Dieselben Bauern, die für den Bau des Higashihonganji große Summen opfern oder die (wenn sie es nicht erschwingen können, durch Geldbeiträge zu nähern) ihre physische Kraft daran setzen, beten doch zu ihren Kamis und halten ihre Ahnen heilig.

Das goldene Sittengesetz der Liebe zu den Eltern liegt der ganzen ostasiatischen Cultur zu Grunde. Gibt es auch nur zu viele im Lande, welche die bewundernswürdigen Schriften des chinesischen Weisen und seiner Schüler nicht zu entziffern vermögen, seine Lehren sind in das Fleisch und Blut des Volkes übergegangen. Auch bei uns ist das Band zwischen Eltern und Kindern stärker als jedes andere. Aber wir legen auf die Liebe der Eltern zu den Kindern mehr Gewicht, als auf die Liebe zu den Eltern. Darin beruht der fundamentale Unterschied zwischen unserer Cultur und der der Ostasiaten. Hier im Abendlande baut der Mensch sein Glück in der Sorge für seine Kinder, dort im fernsten Morgenlande kennt er keine höhere Pflicht als die, für seine Eltern zu sorgen, bis sie eines ruhigen Todes sterben, um ihnen nach dem Tode ein treues Andenken zu bewahren.

Die japanische Bühne verherrlicht in der berühmten Mafuoka eine Frauengestalt, die als Dienerin am Hofe des Fürsten von Sendai das Leben ihres eigenen Kindes opfert, um den jungen Prinzen vom Tode zu retten. Keiner unserer Dichter dürfte es wagen, ein solches Räthsel so zu lösen und wollte er es versuchen, für die schaurige That des selbstlosen Heroismus um den Preis zu werben, weder Gefühl noch Verstand würden ihm Beifall spenden. Die japanische Geschichte erzählt von der edlen, unglücklichen Tokiwa, des Helben Yoshitomo Gemahlin. Ziehend irrt Tokiwa mit ihren drei Kindern durch Schnee und Winterkum. Da hört sie, daß ihre Mutter im Gefangniß schmachtet. Ohne einen Augenblick zu verharren, eilt sie zu Kihomori, dem Wörber ihres Mannes, dem Todfeind ihrer Familie, um zu seinen Füßen Gnade für die Mutter zu

erflehen. Die Leidenschaften verlöschen; Stolz und Haß gehen unter in der Kindespflicht; die Freiheit der Mutter gilt höher als die eigene, ja höher als das eigene und der drei Kinder Leben!

Die Pflicht der Liebe zu den Eltern und der Ahnencultus geben der Familie und der Gesellschaft einen festen Halt. Die Familie ist kein in sich abgeschlossener Kreis, sondern ein Sproß in der Entwicklung. Der Einzelne lebt in und mit seinen Vorfahren; das Volk lebt in seiner Geschichte. Wie verschieden ist es bei uns bestellt: Unser ganzes Sein und Denken ist auf die Zukunft gerichtet und schlägt keineswegs so feste und tiefe Wurzeln in die Vergangenheit, wie bei den Ostasiaten. Wie viele Menschen gibt es denn hier, die ihre Vorfahren nur bis ins dritte und vierte Glied zurück zu nennen vermöchten? Mit der Bildung einer neuen Familie ist in der Regel die Trennung vom Elternhause und von der Vergangenheit verbunden. Durch Schließung der Ehe wird ein neues selbständiges Centrum in der Gemeinschaft der Menschen gebildet. Mit diesem Verhältnis der Familie ist eine rasch fortschreitende Entwicklung verbunden, während die conservative Ethik des Ostens als eine wichtige Ursache der Stagnation chinesischer und japanischer Cultur angesehen werden muß.

Mit der politischen Umwälzung der neuesten Zeit vollzog sich die Zerrückung der alten Wankburgen des Feudalismus. Nur wenige Fürstenschlöffer sind diesem Schicksale entgangen und schauen traurig von Bergeshöhe herab auf Stadt und Land. Die Erinnerung an das Alte schien Gefahren zu bergen, und wo Denkmale der Vergangenheit an das Shogunat erinnerten, da glaubte man sie tilgen zu müssen. So erwuchs eine Scheidewand zwischen Sonst und Jetzt, dem nationalen Bewußtsein wurde eine schwere Wunde geschlagen. Man schickte sich an, den uralten Stamm der eigenen Entwicklung auszurotten, um an seine Stelle etwas Neues zu pflanzen, anstatt den alten Baum durch Aufpfropfen frischer, geeigneter Zweige zu veredeln. Aber der alte Baum wurzelt tief und fest und ist nicht so leicht zu beseitigen. Freilich, wenn ihm für allzu lange Zeit die Pflege fehlen würde, dann müßte er wohl zuletzt erkranken und sterben.

Aus den nur allzu skizzenhaften Darlegungen dieses Aufsatzes dürfte zu erhellen sein, daß die japanischen Sittenzustände in gar vieler Beziehung das Umgekehrte der unseren sind, aber auch, daß sie ein hohes Maß von Achtung verdienen. Sollen die Errungenschaften westländischer Civilisation in Japan Einführung finden, so ist es weder notwendig noch möglich, daß damit zugleich die Erbschaft westländischer Cultur angetreten werde. Das Lob, welches Kämpfer den Japanern Ende des 17. Jahrhunderts zutheil werden ließ, paßt noch heute auf die breite Masse des Volkes, aber nicht auf diejenigen, die mit geringe Schätzung auf die leuchtenden Gestalten ihrer Geschichte und mit Eitelkeit und Mißachtung auf das Fremde blicken. Neue Einrichtungen werden nur zu oft ins Leben gerufen, weil sie Mode sind, ohne daß durch ein ernstes und tiefes Studium ihre Zweckmäßigkeit erwiesen worden wäre. Die von der Regierung berufenen Fremden müssen in der Mehrzahl der Fälle die Rolle „gemieteter“ Berather spielen. Wenn schon das Rathen als ein Privilegium gilt, kann vom Helfen natürlich nicht die Rede sein. Aus diesen wenigen Bemerkungen wird hervorgehen, daß die ganze neue Bewegung eine sehr oberflächliche ist. Wohin sie führen wird, das ist ein schwer zu lösendes culturhistorisches Problem. Jedenfalls würden die Japaner gut daran thun, sich mit größtem Ernst durch physische und geistige Stärkung für bevorstehende Kämpfe zu rüsten. Die Gefahren, welche zu überwinden sein werden, müssen um so größer erscheinen, als das Land gerade da liegt, wo sich Slaventhum und Germanenthum in der Armierung Ostens begegnen.

Der Blick in die Zukunft ist etwas trüb geworden. Deshalb möge zum Schluß ein heiteres Gesichtschen folgen. In den Jahren der Restauration hatten sich die Japaner ein hübsches Dampfgeschiff gekauft. Dasselbe wurde durchweg mit Eingebornen bemannt, denen in der Kunst der Schiffahrt eine etwas oberflächliche Section zutheil geworden war. Die Probefahrt wurde angetreten und unter lustig flatternden Wimpeln dampften die kühnen Schiffer stolz hinaus ins weite Meer. Als sie zurückkamen, ergab sich, daß man wohl wußte, wie die Maschine in Gang zu setzen war, den Kunstgriff des Abstellens aber nicht kannte. So blieb den nichts übrig, als im Hafen von Yokohama im Kreise herum zu fahren, bis die Maschine von selbst aufhörte zu gehen.

Ich hoffe, der freundliche Leser wird mit mir in dem Wunsche übereinstimmen, daß das japanische Staatsgeschiff vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt bleiben möge, vor dem Schicksal nämlich, im Kreise herumfahren zu müssen bis das Feuer ausgeht.

#### Deutsches Reich.

⊙ München, 28. Juni. Der 17. Ausschuß der Abgeordneten-Kammer hat heute Abend über den Gesetzentwurf, betreffend den Vollzug des §. 18 Lit. II der Verfassungsurkunde (hinsichtlich der provisorischen Ernennung von Beamten, Einführung neuer Aemter, Veräußerung von Krongut beziehungsweise Staatsgut) beraten und mit allen Stimmen der Rechten gegen die Linken (7 gegen 7) durch den Stichtentscheid des Vorsitzenden Ruppert beschlossen: dem Plenum zu empfehlen, diesem Gesetzentwurf die Zustimmung zu versagen. Die Redner der Rechten schätzten für ihr ablehnendes Votum vor, daß der Gesetzentwurf kein dringlicher sei, beziehungsweise, daß ihre politische Stimmung die Annahme eines Gesetzentwurfes verbiete, welcher nicht dringlich ist. Der Staatsminister der Finanzen, Dr. v. Nidel, wurde in seiner Vertheidigung der Vorlage insbesondere durch die Abgeordneten Dr. Frankenburg und Dr. Frhrn. v. Stauffenberg, welchen die übrigen zur Linken zählenden Ausschußmitglieder secundirten, unterstützt.

× München, 28. Juni. In der heutigen Sitzung des Finanz-Ausschusses der Abgeordneten-Kammer kam der Gesetzentwurf über den Vollzug des Titels II §. 20 der Verfassungsurkunde (Vorsitzender Walter, Referent Dr. Frankenburg) zur Verathung. Zufolge obiger Verfassungsbestimmung hat der Reichsverweser die Wohnung in der Residenz, ferner aus der Staatscasse seinen gesammten Unterhalt und einen Betrag von 200,000 Gulden zu beziehen. Durch Artikel VIII des Civilistengesetzes vom 1. Juli 1834 ist vorgeschrieben, daß im Falle einer Minderjährigkeit des Königs obige Leistungen nicht aus der Staatscasse, sondern aus der Civilliste zu bestreiten seien. Nun kann man fragen, ob diese Bestimmung bloß für den Fall der Minderjährigkeit und nicht auch für den Verhinderungsfall der vorliegenden Art gelten solle, da doch der innere Grund für beide Fälle der gleiche sein dürfte, der nämlich, daß die Bedürfnisse der Civilliste beträchtlich geringer sind als gewöhnlich. Aber das Gesetz spricht eben von der Minderjährigkeit allein; die Gesetzmotive enthalten hierüber nichts, bloß ein Abgeordneter (Schwindel) äußerte, daß durch

anderweitigen schönen und erfolgreichen Wirkungskreis vor sich, und wenn er auch die Stellung am Opernhause verliert, so wird ihm die Sympathie des größeren Publicums nicht versagt bleiben, das sich trotz manchmaliger Unzufriedenheit im einzelnen bisher gern auf seine Seite schlug. Capellmeister Kahl soll, wie verlautet, zunächst auf seinem Posten bleiben und dasjenige thun, was die neuen Capellmeister nicht thun werden. Da Mottl erst am 1. Juni, nach anderen Versionen erst am 1. September, sein neues Amt antreten dürfte, bleibt ja vorderhand genügende Thätigkeit für ihn offen.

Dieser kraftvolle Anfang der Reorganisation an der Berliner Oper wird voraussichtlich manche Folgen nach sich ziehen, manche Ueberraschungen bringen und überhaupt der Anfang vom Ende mancher bisherigen Größe bilden. Im Interesse des Instituts läßt sich das nicht bedauern. Es waren Calamitäten von mancherlei Art eingetreten, die unbedingt eine Aenderung erheischten. Die Herrschaft einiger Persönlichkeiten an der Oper, deren Willkür sogar die Répertoirebestimmung und die Rollenvertheilung verstatet wurde, mußte endlich ein Ende finden. Augenblicklich schweben Verhandlungen mit Rosa Sucher-Hasselbeck in Hamburg, deren Anstellung in Berlin allerdings mit der größten Freude begrüßt werden mußte. Andere Pläne und Aussichten entziehen sich einstweilen der Kenntniß des Publicums, und es ist auch nicht notwendig, daß vorzeitig Vermuthungen und Hoffnungen ausgesprochen werden, deren Verwirklichung noch in der Ferne liegt.

Die erste Novität unter Hochbergs Leitung war die noch von Hrn. v. Hülsen angenommene Oper „Donna Diana“ von Heinrich Hofmann. Mehr als ein Achtungserfolg ward ihr trotz mehrfacher Wiederholung nicht zutheil und wird ihr schwerlich anderswo zutheil werden. Vor allem ist der Text, frei nach Moreto von Karl Wittkowsky bearbeitet, an und für sich schon ein todtgeborenes Kind. Wie man das bekannte spanische Intriguenspiel, das sich vornehmlich aus Situationen, geistreichen Unterredungen und witzigen Pointen zusammensetzt, als geeignete Unterlage einer modernen Oper ansehen konnte, ist schwer zu verstehen. Ein einsichtsvoller Freund hätte dem Librettisten wie dem Componisten von vornherein davon abgerathen. Dazu würde sich selbst die sprudelnde Erfindungsgabe eines Mozart schwerlich entschlossen haben. Jedenfalls aber bedurfte ein solcher Text eine ganz außergewöhnliche Fülle von Originalität, und diese steht dem Componisten Hofmann, ein wie guter und unterrichteter Musiker er auch sonst sein mag, nicht zur Verfügung. Schritt für Schritt beweist uns die Oper wiederum respectables Geschick, seine musikalische Bildung, kenntnißreiche Beherrschung der vocalen und orchestralen Technik, aber zu gleicher Zeit vermißt man individuelles, selbständiges Gepräge. Man glaubt immerzu, schon einmal anderwärts gehört zu haben, was uns hier aufgetischt wird, und alle die netten musikalischen Säckelchen, an denen in der That das Werk nicht arm ist, täuschen uns nicht über den wahren Mangel. Auffällig tritt auch der Einfluß Richard Wagners, besonders in der Einleitung, zu Tage. Die Aufführung war gut, wenn auch nicht hervorragend.

Nicht viel Günstigeres läßt sich über Mag Bruchs neueste Sinfonie (E-dur, Manuscript) sagen, die ihre Feuerprobe im dritten von Joachim dirigirten Concert der königlichen Akademie der Künste in der Philharmonie bestand. Auch hier erfreute die gute, durchaus tüchtige Arbeit, ohne aber den Genuß einer bedeutenden Erfindung und Gestaltung zu gewähren. Am meisten war noch das Scherzo geeignet, sich den Beifall des Publicums und der Kritik zu verdienen.

Da ich gerade so viel über Musik gesprochen habe, will ich auch einer Erscheinung gedenken, von der man voraussichtlich in Zukunft noch viel reden wird, die aber in dem Strom des großstädtischen Lebens lange nicht genug das verdiente Aufsehen gemacht hat und viel zu halb vergessen wurde. Ich meine den jugendlichen Pianisten und Componisten Joseph Hofmann aus Warschau, und bemerke dabei ausdrücklich, daß ich in Folge von mannichfachen Enttäuschungen ein geschworener Feind aller Wunderkinder bin und mich auch diesmal erst nach mehrmaliger Aufforderung entschließen konnte, das gepriesene Wunder kennen zu lernen. Habe ich doch sonst nie den Gedanken los werden können, daß die jugendlichen Virtuosen auf irgendeinem Musikinstrument in der Regel nicht viel höher stehen, als die kleinen angestaunten Wunderkinder im Circus, in Seiltänzerbuden, in Akrobatengesellschaften. Beiden merkt man gleicherweise, trotz der glänzenden Kleider und der gleichenden Aeußerlichkeiten, unwillkürlich an, daß alle Kunststücke, die sie mit scheinbarem Vergnügen vortragen, mit Mühe und Noth, mit Hunger und Prügelein eingepaukt worden sind, daß alle übrigen nothwendigen Erziehungsbedürfnisse dafür vernachlässigt werden, und daß die frühreifen, gegen die natürliche Entwicklung künstlich gezüchteten Geschöpfchen schließlich auch einem frühen leiblichen und geistigen Untergang entgegengehen müssen. Bei dem kleinen neunjährigen Joseph Hofmann ist dieses alles ganz anders. Da verspürt man nichts von jener angelegerten und gequälten Künstlichkeit, von jener äußerlichen, mühsam errungenen und durch unausgesetzte Uebungen eingetrichterten Fertigkeit in der Technik, die doch nicht im Stande ist, die innere Unwahrheit, den klaffenden Mangel an tieferer künstlerischer Beanlagung, Begeisterung und Kunstfreude zu verdecken. Da steht man wie vor einem vollkommenen Räthsel der Natur. In kürzester Frist hat man die Ueberzeugung gewonnen, daß es sich bei Hofmann nicht allein um außergewöhnliche technische Fertigkeiten, die allenfalls angelernt werden konnten, sondern weit mehr noch um ein echtes und natürliches, angeborenes, nicht erzogenes musikalisches Genie handelt, dessen ganzes Innere in Musik weht und lebt, das alles, was es spielt und von sich gibt, auch versteht und empfindet, das jetzt schon die innerste Sprache der Musik beherrscht. Man vergißt völlig das Alter des Knaben, sobald er sich an seinem Flügel zurecht gerückt und die Tasten angeschlagen hat. Der kleine Knirps mit dem auffallend häßlich geformten Kopfe und den angenehmen freundlichen Zügen wird plötzlich zum ernststen Manne und versenkt uns mit warmem Verständniß in die Werke, die er uns mittheilen will, als ob das etwas Selbststrebendes wäre. Er leiert seine Aufgaben nicht pflichtschuldig herunter, wie ein braves gehorames Kind, das an seinen Kunststücken doch endlich Freude gefunden hat, sondern er sucht uns die Sprache des wiederzugehenden Kunstwerkes verständlich zu machen, er dirigirt von seinem Platze aus das Orchester, er hört auf jeden Ton, auf jedes Tempo, und zeigt durch ein natürliches Mienenpiel, wie weit die Wiedergabe mit seinen Intentionen zusammenstimmt, kurz, er ist vollständig bei der Sache wie ein Alter, und nur sein Kindercostüm und das künstlich erhöhte Pedal seines Flügels erinnert uns daran, daß wir es mit einem Kinde zu thun haben. Sein Répertoire ist ein ziemlich ausgebreitetes und ausgewähltes. Der Vater, der ein gediegener Musiker ist, wie aus seinen mit Joseph gemeinsamen Vorträgen auf zwei Clavieren hervorgeht, und den Unterricht leitet und abtrotzt, setzt ihm

vorzugsweise gute Kost vor, ohne gerade ein gelegentliches Dessert von Virtuosen-Rüssen und Süßigkeiten zu verachten. Die Compositionen des jungen Pianisten halten sich in dem Rahmen der Convention, sind gefällig und einfach, und können ihrer Erfindung und Ausarbeitung nach ihm wohl zugetraut werden, wenn auch hier und da die bessernde Hand des Lehrers angelegt worden ist. Alles in allem befindet man sich hier einem Phänomen gegenüber, das lebhaft an Erscheinungen wie Mozart, Liszt, Hiller erinnert, und man kann, ohne leichtsinnig zu sein, getrost prophezeien, daß dieser Knabe, wenn er weise und vorsorglich weitergebildet wird, so daß seine übrigen leiblichen und geistigen Fähigkeiten nicht zu Schaden kommen, dereinst noch Außergewöhnliches erreichen wird. Im Interesse der Kunst ist dieß auf das wärmste zu erhoffen.

### Die Wahrheit über Nipon.<sup>1)</sup>

Von Dr. med. Nintarō Mori.

\* Seit der Venetianer Marco Polo im 13. Jahrhundert seine abenteuerliche Reise nach Nipon (Japan) in seinem fast in alle Sprachen übersehten Reisebuche geschildert hat, ist sehr vieles über dieses Land geschrieben worden. Leider waren aber nur wenige Schriftsteller im Stande, ein wahrheitsgetreues Bild des Landes zu entwerfen, theils weil sie von zu Hause eine Menge von Vorurtheilen mitbrachten, theils weil ihnen das Land bis auf einige Häfen verschlossen war, theils endlich, weil nur wenige unter ihnen mit der niponischen Sprache soweit vertraut waren, um die reichen Schätze der niponischen Literatur zu benützen. Für die neuesten Autoren lag außerdem noch eine weitere Schwierigkeit richtiger Beurtheilung darin, daß sich die niponischen Verhältnisse gegenwärtig in einem Uebergangszustande befinden; neben alten Sitten und Traditionen tritt überall das Bestreben hervor, die Fortschritte der europäischen Civilisation möglichst rasch einzuführen — ein Bestreben, das der Natur der Sache nach nicht immer gleich das Richtige trifft.

Jedoch will ich keineswegs behaupten, daß Staat und Volk Nipons von Seite der europäischen und speciell deutschen Sachmänner noch keiner eingehenden und objectiven Erforschung unterworfen worden seien, denn, obgleich ich mich nicht einer vollständigen Kenntniß der einschlägigen Literatur rühmen kann, habe ich bereits viel in deutscher Sprache verfaßte, wissenschaftliche Werke über mein Vaterland gelesen, die unsere Verhältnisse im wesentlichen richtig schildern. Ich weise in erster Linie auf die umfassende Arbeit von Professor Rein<sup>2)</sup> hin. Sehr beachtenswerth ist auch ein kleiner, allerdings etwas veralteter Vortrag von Karl Rosenkranz: „Ueber Japan und die Japaner,<sup>3)</sup>“ und der von R. v. Scherzer herausgegebene Bericht über die österreichisch-ungarische Expedition.<sup>4)</sup>

Solche ernste Werke werden aber nur von einem kleinen Kreise gelesen. Am meisten verbreitet sind gerade die werthlosesten Schriften, welche, mit der größten Willkür und Gewissenlosigkeit auf einzelne, theils schlecht beobachtete, theils mißverständene Thatsachen gestützt, ein Zerrbild unserer Zustände entwerfen.

Monate sind schon verflossen, seit die „Allg. Ztg.“ einen Aufsatz „Land und Volk der japanischen Inselkette“ von Dr. Eduard Naumann publicirte,<sup>5)</sup> und gleich darauf über einen Vortrag desselben Autors in der Anthropologischen Gesellschaft referirte.<sup>6)</sup>

Ich war erstaunt, als ich jene Blätter zu sehen bekam, denn es ist unbegreiflich, wie ein Forscher, der sich selbst mehrere Jahre lang in Nipon aufhielt, in seinen Schilderungen solche Irrthümer begehen und solche Trugschlüsse ziehen konnte. Ich entschloß mich schon damals, auf Grund der Thatsachen, die Naumann'schen Angaben zu widerlegen, finde aber erst jetzt Zeit dazu. Indem ich hier die Gelegenheit ergreife, mich gegen Hrn. Dr. Naumann auszusprechen, bemerke ich ausdrücklich, daß mir keinerlei persönliche Beziehungen die Veranlassung dazu gegeben haben. Es geschieht nur im Interesse meines Vaterlandes und meiner — besonders in Deutschland sich aufhaltenden — Landsleute.

Ich weiß nicht, ob ich es unternommen hätte, im Folgenden eine Anzahl herausgegriffener Irrthümer Naumanns nachzuweisen, wenn er diese Irrthümer nicht dazu benützte, um sich in eigenthümlich sarkastischer Weise über Nipon auszusprechen. Ich hoffe die Leser durch die Widerlegung der falschen Behauptungen Naumanns zu überzeugen, daß die Niponer an seiner ungünstigen Beurtheilung zum größten Theile wenigstens unschuldig sind.

Niponer und Ainos. Die Abstammung der Niponer ist längst Gegenstand der Discussion. Es herrschen die verschiedenartigsten Ansichten über diese noch immer offene Frage, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann. Die Hoffnung Naumanns, daß vielleicht aus China noch genaue Kunde kommen werde, muß ich aber als gänzlich unbegründet erklären, da die ganze chinesische Literatur den Niponern vollkommen zugänglich und bekannt ist. Die achtundzwanzig großen chinesischen Annalenwerke z. B. enthalten nur vereinzelte Daten über die niponischen Gesandtschaften am Hofe der chinesischen Kaiser und die viel gefürchteten niponischen Seeräuber, sonst nichts.

Von den Ainos, den Urbewohnern Nipons, sagt Naumann, daß sie bei den Niponern verachtet seien und als Halbwilde nahezu in Gefangenschaft leben. Die Ainos leben von Jagd und Fischfang. In einer besonders hohen Achtung stehen sie allerdings nicht bei den Niponern, jedoch behandelt die niponische Regierung sie mit Milde, und begünstigt die Entwicklung ihres Stammes in jeder Weise. Das ganze Land steht ihnen offen, und von einer Gefangenschaft kann keine Rede sein. Am 3. Juli dieses Jahres war ein Aino, Namens Kannari Taro, in der Residenzstadt Nipons, um die Schuleinrichtung daselbst zu besichtigen, welche er eventuell in seine Heimath (Insel Jezo) einzuführen wünschte. Sein Vortrag im Palais Kosei wurde von den Tokyoern mit Beifall aufgenommen. Vielleicht hat das Volk eine ganz andere Zukunft, als man sie sich im allgemeinen vorzustellen geneigt ist!

Nahrung, Kleidung und Wohnung. „Bei der körperlichen Kraft und Ausdauer,“ sagt Naumann, „fällt bei den Japanesen ihre nach unseren Be-

- 1) Entgegnung auf den unter dem Titel „Land und Volk der japanischen Inselkette“ in diesen Blättern erschienenen Aufsatz von Dr. E. Naumann und seinen Vortrag in der Anthropologischen Gesellschaft zu München am 25. Juni 1886.
- 2) J. Rein, „Japan“ nach Reisen und Studien im Auftrage der kgl. preussischen Regierung. Leipzig, W. Engelmann, 1881.
- 3) K. Rosenkranz, „Neue Sindhien.“ Leipzig, C. Roschny, 1875.
- 4) R. v. Scherzer, „Sachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und Japan.“ Stuttgart, J. Necker, 1877.
- 5) „Allg. Ztg.“ Nr. 175—178 B.
- 6) Ebenda. Nr. 179 B.

griffen schlechte Nahrung auf." Ich möchte daraus schließen, daß die Begriffe Naumanns darüber nicht richtig sind. Die neueren experimentellen Arbeiten haben bewiesen, daß sich eine Nahrung einzig und allein nach physiologischen und hygienischen Gründen beurtheilen läßt. Es mag die Nahrung aus noch so fremdartigen Materialien bestehen, immer besteht sie aus Eiweißstoffen, Fetten, Kohlehydraten, Salzen und Genußmitteln, und von der Menge und Art dieser Stoffe, die im menschlichen Körper verdaut und assimiliert wird, hängt ausschließlich die Güte der Nahrung ab. Hat Jemand specielles Interesse für die Nahrung der Niponer, so findet er alle näheren Angaben in dem Aufsatz von Botho Scheube: "Die Nahrung der Japaner,"<sup>1)</sup> und dann in meiner kleinen Arbeit "Ueber die Kost der niponischen Soldaten."<sup>2)</sup>

Ueber Kleidung und Wohnung hat Naumann auch einige mir unbegreifliche Bemerkungen gemacht. Ich werde aber auf sie vorläufig nicht näher eingehen, da ich beabsichtige, in kurzer Zeit eingehendere Studien darüber zu veröffentlichen.

Einen auffallenden Irrthum muß ich aber hier doch noch berichtigen, daß man nämlich im Innern Nipons "fast nackt" gehe. Kennt denn Naumann das niponische Gesez (Ishiki Kai) nicht, worin sogar die Entblößung der unteren Extremitäten oberhalb der Kniee mit Geldbuße bedroht wird? Dieses Gesez ist schon seit mehreren Jahren in Nipon gültig. Es wunderte mich, daß Naumann für seine Mittheilung das alte Gesez von Jyehasu studiert (vgl. unten) und das gegenwärtig gültige Gesez unberücksichtigt läßt!

Gesundheitszustand. Naumann gibt an, daß in Nipon wegen der unreinen Wäsche und Kleider ansteckende Krankheiten in Menge vorkommen. Abgesehen davon, daß meine vergleichenden Betrachtungen hier und zu Hause in Bezug auf die Reinlichkeit der Wäsche — wir Aerzte haben in den Kliniken Gelegenheit genug dazu — zu einem ganz anderen Resultate geführt haben, ist die Aeußerung Naumanns über das Vorkommen der Infectionskrankheiten mir höchst befremdend. Ich bin leider nicht im Stande zu erfahren, ob er die absolute Zahl der Fälle zu Grunde gelegt, ob er die Frequenz in Promille oder Procent der Einwohner gerechnet, und ob er die Mortalität an den ansteckenden Krankheiten mit der Gesamtmortalität verglichen hat. Ferner ist mir unbekannt, welches Volk er als Maßstab genommen, um das Mehr oder Weniger richtig beurtheilen zu können. Nipon hat ein Gesundheitsamt, das eine Abtheilung des Ministeriums des Innern bildet, und in welchem gute Kräfte, darunter auch ein in Deutschland (bei H. Geheimrath v. Bettendorfer und Geheimrath Koch) ausgebildeter Hygieniker Masanori Ogata, thätig sind. Jährlich kommen zollreiche Quartelberichte statistischer Berichte heraus. Um eine solche Aeußerung zu machen, hätte Naumann einen Blick in diese Berichte werfen sollen. Jeder Sachverständige wird Naumann nicht zustimmen, wenn er liest, daß von 1880 bis 1883 nur 6,6 Procent aller Todesfälle durch Infectionskrankheiten und andere endemisch auftretende Affectionen (z. B. Kakke = Beriberi) bedingt waren,<sup>3)</sup> während z. B. in Sachsen in demselben Zeitraum von 100 Todesfällen 9,9 durch acute Infectionskrankheiten allein starben.<sup>4)</sup>

Weiter sagt Naumann: "Blinde gibt es in großer Zahl, und sie üben auffallenderweise die Massage meisterhaft." Ich kann leider nicht die Zahl der Blinden in Nipon angeben, doch ist es mir klar, warum Naumann in Nipon mehr Blinde auf der Straße gesehen hat als in Europa. Sie gehen auf der Straße, weil sie dort Beschäftigung haben, während sie in vielen anderen Ländern in völliger Arbeitslosigkeit ein verkümmertes Leben führen. Daß man aber viele Blinde sieht, beweist noch nicht, daß es mehr Blinde gibt als anderswärts.

Sitten und Gebräuche. Als eine niponische Sitte führt Naumann an, daß die verheiratheten Frauen die Augenbrauen abrasirten und die Zähne schwärzten. Er hätte doch hinzufügen sollen, daß diese Sitte kaum unter den neueren Generationen besteht. Wenn er weiter von dem schlechten Geschmacke — "der Blindheit" — der Niponer spricht, so gestehe ich, daß der wahre Schönheitssinn bei den Niponern sich nicht entwickeln konnte, weil sie mit keinem Volke von hochentwickeltem Schönheitssinne, wie die alten Griechen, in Berührung kamen! Doch in welchem Lande klagt man nicht über den schlechten Geschmack des Pöbels?

Es wird noch erwähnt, daß die Frauen durch Stillen der Kinder bis zum sechsten Lebensjahre frühzeitig altern. Die Niponerinnen stillen, im lobenswerthen Gegensatz zu den Europäerinnen, noch ganz allgemein selber ihre Kinder. Nur wenige Familien überlassen die Säuglinge den Ammen. Das Kind wird gestillt, so lange es noch keine andere Nahrung aufzunehmen im Stande ist, und zuweilen bis die Mutter wieder concipirt. Doch wie Naumann zu einer bestimmten Gränze von sechs Jahren gekommen, bleibt mir ein vollkommenes Räthsel!

Vielleicht machte es den Lesern des Naumann'schen Aufsatzes einen eigenthümlichen Eindruck, wenn er angibt, daß die Geseze Jyehasu's "den Fürsten und Fahnenträgern" — niponisch Hatamoto, Officiere unter der Fahne, nicht Fahnenträger — das Recht sichern, acht Nebenfrauen halten zu dürfen, während die Samurai — Officiere im Gefolge — nur zwei haben dürfen." Jyehasu war der erste Feldherr (Shogun) aus der Familie Tokugawa am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Nach dem langjährigen Kriege, der am Ende der Ashitaga-Dynastie (1540) begann und ganz Nipon zu Grunde zu richten drohte, stiftete Jyehasu Frieden. Durch sein Gesez hat Jyehasu wesentlich oder unwissentlich dazu beigetragen, die rasche Wiederbeleblichung des durch den Krieg verwüsteten Landes zu ermöglichen. Ich bemerke hier noch, daß die gegenwärtige Regierung nichts mehr mit der Familie Tokugawa zu thun hat und vom Gebrauche des Jyehasu'schen Gesezes keine Rede ist. Was würde man aber dazu sagen, wenn Jemand, der über die Sittlichkeit in Deutschland schreibt, sich auf den Beschluß des fränkischen Reichstages zu Nürnberg am 14. Februar 1650 berufen wollte, worin es buchstäblich heißt: "Es soll hiefür jeden Mannspersonen zwey Weiber zu heyrathen erlaubt seyn etc."<sup>5)</sup> Daß die Niponer Monogamisten sind und waren, beweisen schon die verschiedenen Bezeichnungen von Frau (tsuna) und Nebenfrau (sobame). Ferner halte ich es für bemerkenswerth, daß ein Vorhandensein der Nebenfrauen durchaus keine Polygamie ist. Die Griechen und Römer hatten Nebenfrauen; sie waren aber keine Polygamisten. Gegenwärtig wird in Nipon von einem Ehemann nur noch ausnahmsweise eine Nebenfrau gehalten, und

ein solcher wird nicht zu den tugendhafteren gezählt. Ich unterlasse es, näher liegende Verhältnisse des modernen Europa hier zum Vergleich heranzuziehen.

Kunst. In Bezug auf niponische Malerei bemerkt Naumann, daß die Delmalerei den Verfall derselben herbeiführen wird. Dessen bin ich gewiß, daß die Niponer durch Einführung europäischer Delmalerei einen höheren Kunstsinne durch Erkenntniß wahrer Schönheit erhalten, und daß in Folge dessen einige charakteristische Züge der bisherigen niponischen Malerei allmählich erblaffen werden. Aber liegt das Wesen der niponischen Malerei in diesen Zügen in dem, was durch den höheren Kunstsinne zu Grunde geht? Im Gegentheil! Durch diesen neuen Erwerb wird sich die niponische Malerei wahrscheinlich erst im vollen Glanze zeigen!

Es bleibt auch nach Adoption der neuen Technik immer noch viel Originelles der niponischen Malerei übrig. Es sind dies Gegenstände, welche in der europäischen Malerei fehlen, und deren Darstellung den orientalischen Gemälden besonderen Reiz verleihen. Die Verschiedenheit der niponischen Natur, Architektur und Menschen bieten immer noch eigenartige Stoffe genug dar, und die Malerei, welche diese Stoffe darstellt, bleibt niponisch, wenn man die Kunst überhaupt nach Nationen eintheilen will.

Vielleicht meint aber Naumann den Verfall der niponischen Wasserfarbenmalerei, Porzellanmalerei etc. Können diese Kunstzweige aber neben der Delmalerei nicht bestehen? Werden sie nicht in Ländern, wo die Delmalerei in Blüthe steht, neben dieser getrieben? Ich dünke, eine Kunst, wie die niponische Porzellanmalerei, deren Motive in Europa so eifrig nachgeahmt werden, könnte über ihre Existenz ruhig sein!

Religion und Sage. Die Naumann'sche Beschreibung vom Buddhismus ist im großen und ganzen richtig, aber mit seiner Art der Darstellung kann man nicht zufrieden sein. Was wäre denn leichter, als z. B. aus den biblischen Schriften einzelne Punkte herauszugreifen und sie lächerlich zu machen? Ebenso verhält es sich mit den buddhistischen Geschichten.

Die Quintessenz der buddhistischen Lehre ist bekanntlich ein pantheistischer Nihilismus, der Buddhismus findet im irdischen Dasein nichts Vollkommenes; er sucht es in einer höheren Sphäre, im Jenseits. Diese Sehnsucht nach dem Jenseits ist ja der Knotenpunkt aller Religionen. Dieser nihilistischen Anschauung von allem Irdischen entspricht auch der Pantheismus der buddhistischen Lehre. Der Buddhismus erkennt Gott im Weltall; auch die Pflanzen, die Erde sind nach ihm besetzt. Wie kann nun Naumann behaupten, daß die Buddhisten sich die Frauen ohne Seele vorstellen?

Man muß ferner nicht außer Acht lassen, daß unter den Buddhisten viele Abstufungen und Nuancen der religiösen Bildung vorhanden sind, gerade so wie unter den Christen. Es gibt Secten, welche Paradies, Hölle und Seelenwanderung etc. nur symbolisch, nur für Gestaltungen des Gewissens erklären.

Naumann erwähnt ein niponisches Märchen, nach dem schöne Frauen zu Schlangen werden sollen, und scheint zu meinen, daß dieser Aberglaube des Volkes noch allgemein verbreitet sei.

Allerdings brachten die alten niponischen und die noch älteren chinesischen Sagen die Schlangen und die Frauen in gewissen Zusammenhang.<sup>6)</sup> In den Confucius'schen Sammlungen alter Literatur steht ein Satz, welcher lautet: "Die Schlange sei das Ebenbild des Weibes, der Bär das des Mannes." Dies kommt daher, daß man sich die Frauen in der Regel mehr der Leidenschaft, dem Neide und dem Jorne geneigt vorstellte. So gibt es z. B. ein niponisches Drama, worin ein in einem Mönch "Anchin" verliebtes Mädchen "Kihohime" die Gestalt einer Schlange annimmt, um sich an dem herzlosen Hagestolz rächen zu können. Aber zu behaupten, daß die Niponer heute noch an die Möglichkeit dieser Metamorphose glauben, wäre ebenso lächerlich, als wenn man aus den alten Sagen irgendeines europäischen Volkes auf den bestehenden Glauben desselben schließen wollte. Andererseits werden natürlich bei dem niponischen ungebildeten Landvolk so gut wie bei dem europäischen noch eine große Anzahl alter Sagen und Märchen geglaubt; fehlte dies, so würde Naumann sicher mitleidig auf einen Mangel an Poesie bei den Niponern hinweisen.

Betheiligung am Welthandel. Ueber die Eröffnung der niponischen Häfen für den Welthandel äußert sich Naumann wörtlich folgendermaßen: "Man würde sehr irren, wenn man glaubte, die Japaner hätten sich durch den Eindruck der neuen Erfindungen berart überwältigen lassen, daß sie aus inneren Bedürfnissen unserer Civilisation nähergetreten wären... Gewöhnlich nimmt man an, daß die Japaner sich uns, als den Ueberlegeneren, im Bewußtsein eigener Unvollkommenheit genähert hätten, und pflegt man diese Annäherung als einen Beweis für die guten Eigenschaften und die Intelligenz des Volkes hinzunehmen. Aber diese Anschauung trifft nicht das Rechte. Das Land ist nicht von innen her geöffnet, sondern von außen erschlossen worden." Soweit Naumann.

Ja, das Land ist unbestreitbar von außen erschlossen worden! Nicht nur dießmal, sondern solange es eine niponische Geschichte gibt. Nipon war im Alterthum von zahlreichen wilden Volksstämmen, zum Theil Troglodyten, bewohnt. Die jetzige kaiserliche Familie hat vor 2500 Jahren das Land von außen, d. h. von den südlichen Inseln her, erobert. Es folgte die Einführung des Buddhismus, der chinesischen Staatseinrichtungen und Sittenlehre immer von außen her, bis endlich die europäische Cultur und Civilisation Eingang fanden. So hat sich Nipon stets passiv verhalten und die fremde Cultur eingelassen. Was war aber natürlicher bei der insularen Lage Nipons? Wer hat jemals behauptet, daß Nipon von innen her geöffnet worden sei?

Ich gebe ferner zu, daß die Niponer nicht aus inneren Bedürfnissen das Land dem Welthandel geöffnet haben. Worin sollten denn auch diese Bedürfnisse bestehen? Nipon producirt und producirt Nahrungsmittel, Kleidungsstoffe und Baumaterialien in hinreichender Menge für seinen Gebrauch. Ein Binnenhandel genügt also allen materiellen Bedürfnissen, zumal da in Nipon bis jetzt von einer Ueberbevölkerung nicht die Rede war, und es konnte also nur der Wunsch erwachen, sich die allgemeinen Fortschritte der Kunst und Wissenschaft anzueignen. Glezu war aber nicht nöthig, an dem Welthandel theilzunehmen, und strebsame Männer (S. Saguma u. A.) hatten bereits ihre Aufmerksamkeit den europäischen Wissenschaften zugewandt, ehe die Häfen Nipons geöffnet wurden. Mit Recht hat Rosenkranz (a. a. O.) den damaligen Zustand Nipons mit dem Ideal des geschlossenen Handelsstaates verglichen, wie es dem berühmten Philosophen Fichte vorschwebte. Doch war dieser ideale Zustand auf die Länge unhaltbar. Der Strom der Weltgeschichte hat Nipon aus seiner idyllischen Stille fortgerissen!

<sup>1)</sup> Vergl. auch die christliche Lehre vom Sündenfall.

<sup>1)</sup> Archiv für Hygiene. Bd. 1.

<sup>2)</sup> Ebenda. Bd. 5.

<sup>3)</sup> Eiseikyoku Hokoku (Bericht des Gesundheitsamtes). 1880—1883.

<sup>4)</sup> Jahresberichte des Landes-Medicinalcollegiums über das Medicinalwesen im Königreich Sachsen. Jahrgänge 13—15. Leipzig. F. C. W. Vogel.

<sup>5)</sup> Schorer's Familienblatt. Berlin, 1886. Heft 1.



Nun komme ich auf eine Naumann'sche logische Folgerung zurück. Er beweist, daß Nipon von außen erschlossen ist, und daraus schließt er, daß die Niponer die Ueberlegenheit der Europäer nicht anerkannt haben, und weil sie sie nicht anerkannt, spricht Naumann ihnen die guten Eigenschaften und die Intelligenz ab. O welch eine Willkür! Die Möglichkeit der Coexistenz des Bewußtseins, in einer tieferen Culturstufe als die Europäer zu stehen, mit dem Streben, den Staat vom Welthandel fernzuhalten, glaube ich schon hinreichend bewiesen zu haben. Welch tiefe staatsmännische Ueberlegungen konnten nicht davor warnen, ein behagliches Stillleben zu obern und die Europäer, die schon den Frieden so manches Staates gestört, einzulassen — welch unabsehbare Entwicklungen konnte nicht dieser Schritt im Gefolge haben! Naumann läugnet aber die Möglichkeit dieser Einsicht. Wie will er aber erklären, daß Min Shihai lange vor der Eröffnung der Häfen seine Ideen in seinem berühmten Werke „Kaikoku Heidan“ niedergelegt hat, worin er dazu auffordert, neue Kriegsschiffe zu bauen und sich neue Waffen anzuschaffen, um sich der Ueberlegenen, von allen Seiten andringenden fremden Mächte erwehren zu können? Wie will Naumann erklären, daß viele Gelehrte ihre Schüler, trotz des damals bestehenden Verbotes, nach Europa zu schicken versuchten, um sich die neuen Wissenschaften anzueignen? Wie will er weiter erklären, daß der Minister des Shogunates I Ramonokami auf die Gefahr seines eigenen Lebens hin den Verkehr mit den Europäern anknüpfen wollte? All diese Thatsachen gehören zwar der Vergangenheit an; die Richtung des Strebens bleibt aber heutzutage noch unverändert. Hunderte von zukünftigen Culturträgern bevölkern die europäischen, insbesondere deutschen Universitäten, wofür die Regierung jährlich ungemein große Summen ausgibt. Wir Niponer wollen uns nicht mit besonders guten Eigenschaften und einer hervorragenden Intelligenz brüsten, aber dazu sind wir intelligent genug, die Civilisation und Cultur Europa's als solche anzuerkennen.

Weiter scheint Naumann die geistige Inferiorität der Niponer noch damit beweisen zu wollen, daß die Niponer die europäischen Staatsrichtungen nachahmten. Er sagt: „Was war bequemer, als sie zu copiren!“ Ich sage: „Was war natürlicher, als sie zum Vorbild zu nehmen! Ein Staat, welcher noch nicht am Welthandel theilhaftig war, fängt an, demselben theilzunehmen; hätten etwa die Einrichtungen, die dazu notwendig sind und die in allen am Welthandel theilhaftigen Ländern bereits in sehr ähnlicher Weise getroffen worden sind, in diesem neuen Handelsstaate neu erfunden werden sollen? Naumann spricht aber von kritikloser Nachahmung. Welche von den eingeführten Einrichtungen waren kritiklos? Welche haben Nipon geschadet? Naumann fährt kein einziges Beispiel an, um diese schweren Anschuldigungen zu beweisen.

Zukunft Nipons. Nachdem Naumann in seinem Vortrage im anthropologischen Verein ein an Schatten reiches Bild meines Vaterlandes entworfen, schloß er seine Rede mit der Aeußerung, daß er die oft debattirte Frage nach der Zukunft Nipons mit dem niponischen Sprichworte „Frösche im Salzwasser“ beantworten möchte. Zunächst muß ich gestehen, daß das Sprichwort mir vollkommen unbekannt ist. Ich habe es weder von Niponern jemals gehört, noch in der niponischen Literatur jemals gelesen. Es scheint mir fast zu den übrigen geistreichen Erfindungen Naumanns zu gehören!

Es ist unverkennbar, daß er damit auf den bevorstehenden Untergang des niponischen Volkes anspielt. Schon in seinem Aufsatz hat er dieselbe Aeußerung gemacht, und als Grund angegeben, daß die neuere Bewegung des Staates eine oberflächliche sei.

Ferner sagt er wörtlich: „Die reine Annahme der europäischen Cultur würde die Japanesen schwächen statt stärken und den Untergang des Volkes herbeiführen.“ Was soll die sogenannte europäische Cultur sein, mit deren Annahme die Gefahr verbunden ist, ein Volk zu Grunde zu richten? Besteht die wahre europäische Cultur nicht in der Erkenntniß der Freiheit und Schönheit im reinsten Sinne des Wortes? Ist diese Erkenntniß im Stande jenen Untergang herbeizuführen? Nein; so kann es Naumann nicht gemeint haben. Versteht er aber etwa unter der europäischen Cultur jene Waffen, die gewisse Nationen gegen andere schon öfters mit Erfolg angewendet, wie Branntwein, Opium und gewisse häßliche Infectionskrankheiten? Nun wohl, diese vermöchten auch Nipon zu Grunde zu richten — wenn sie Eingang fänden. Doch hat uns bisher wenigstens der gesunde Sinn unseres Volkes davor bewahrt.

Was die getadelte Oberflächlichkeit der Neuerungen anbelangt, so führt Naumann dafür als Beleg die Fabel an, daß die niponische Schiffsmannschaft die Maschine eines Dampfschiffes in Gang setzen, aber nicht abstellen konnte. Ein wirklich vortrefflich erfundenes Beispiel für die Oberflächlichkeit! Aber es ist doch nur erfunden, und es fehlt Naumann geradezu jedes discutirbare Beispiel für seine mit solcher Sicherheit ausgesprochenen Behauptungen.

Es mögen wohl unter den vielen Neuerungen der letzten Zeit einige der Naumann'schen Fabel ähnliche Fälle in der That vorgekommen sein, und wo ist das Land in der ganzen Geschichte, das bei so schnellen Reformen, wie sie in Nipon durchgeführt wurden, nicht einiges Unpraktische und Thörichte versucht hätte? Es mag der neue niponische Staat wie ein unerfahrener Knabe gehandelt haben. Ein Knabe jedoch ist der Entwicklung fähig. Und ein verständiger und vor allem wohlwollender Beurtheiler wird nie auszusprechen wagen, daß ein strebsamer Knabe sich nicht zu einem tüchtigen und kräftigen Manne entwickeln werde, weil ihm einige Jugendversuche mißlungen sind.

### Neueste Posten.

⊕ Bern, 27. Dec. Einem Londoner Blatte ist von seinem Berner Correspondenten telegraphisch die Nachricht zugegangen, die in der Schweiz befindlichen deutschen Studenten und Officiere hätten die Weisung erhalten, sich sofort zu ihren Regimentern zu begeben. Diese Nachricht ist ebenso unwahr, wie jene vor ein paar Tagen bereits von mir aus erster Quelle dementirte, muthmaßlich von dem gleichen Berner Correspondenten dem gleichen Londoner Blatte zugegangene Mittheilung, der Bundesrath habe eine deutsche Note erhalten, welche ihn aufgefordert, die Schweizer Gränze besser zu schützen als im Jahre 1870/71, da die Franzosen, wenn der Krieg ausbrechen, sicher einen Einfall in die Schweiz machen würden. Diese in so unbegründeter Weise die öffentliche Meinung allarmirenden Mittheilungen sind in den hiesigen officiellen Kreisen natürlich nicht unbemerkt geblieben und dürften ihr Urheber die Folgen davon bald spüren.

⊕ Paris, 27. Dec. Die „Républ. Française“ bemerkt zur gestrigen Rede des Kriegsministers Boulanger: „Wir geben an einer anderen Stelle die Rede wieder, welche gestern in der Sorbonne vor der Lebensretter-Gesellschaft

von dem Hrn. General Boulanger gehalten wurde, eine Rede, die in dem Munde eines Ministers des Unterrichts oder des Innern vorzüglich wäre. Wir halten in der That an der Idee fest, daß ein Kriegsminister nicht die Aufgabe hat, in öffentlichen Versammlungen das Wort zu führen. Lassen etwa Hr. Goblet und Hr. Sarrien die Truppen Revue passiren?“ — Der „Temps“ seinerseits schreibt: „Der Kriegsminister hat gestern in einer Versammlung von Lebensrettern, in der die Anwesenheit des Ministers des Innern viel natürlicher gewesen wäre, eine Rede gehalten, aber die nichts zu sagen wäre, wenn ihr Verfasser nicht eine Art Hymnus auf den Frieden in dieselbe einflechten zu sollen geglaubt hätte. Diese Sprache ist übrigens ausgezeichnet, sie bringt über diese Angelegenheit genau den Gedanken des französischen Volkes und sogar aller Völker der Welt zum Ausdruck, unter der Bedingung, daß man sich über den Sinn der Worte „Ehre“ und „Sicherheit“ verständigt. Was uns anbelangt, so kann es hiebei natürlich kein Mißverständnis und keine Unterstellung geben: mit dem Worte Ehre wollen wir sagen, daß unsere innere und äußere Politik von uns allein abhängen muß, und mit Sicherheit, daß das Gebiet Frankreichs und seiner Colonien gegen jeden Angriff geschützt sein muß. Die Neuheit und das Neizende des Abenteuers liegen in der Thatsache der Friedensworte, welche von einem Kriegsminister gesprochen wurden. Wir sind dessen nicht ganz sicher, ob diese Wirkung des Contrastes, die von seinem Urheber gesucht und angekündigt war, von gutem Werthe ist: die Rolle des Kriegsministers ist nicht die, den Frieden zu besingen, sondern sich in Stand zu setzen, ihn mit den Waffen zu beschützen, wenn er durch auswärtige Gefahren bedroht würde; er kann es auch durch Unvorsichtigkeiten im Innern sein, und die größte dieser ist die maßlose Bedeutung, die man in dem früheren Cabinet und dem Anscheine nach in dem neuen Cabinet noch mehr die Persönlichkeit des Generals Boulanger hat annehmen lassen; man hat ihn als Minister des Aeußern, Minister des Innern gesehen, nun ist er Conseilspräsident. Nicht genug daran, daß er spricht, was schon zu viel ist, sondern er ist der Einzige, der spricht, und das genügt nicht. Die Gefahr liegt nicht darin, was er sagt, sondern in der Freiheit, die man ihm gewährt, es zu sagen, während er Collegen hat, deren Rolle, und einen Chef hat, dessen Pflicht es ist. Er gehört zur Regierung und wir freuen uns hierüber, denn er gilt dafür, daß er die Leidenschaft und den Sinn der technischen Function hat, die er daselbst auszufüllen hat, er ist aber nicht die Regierung.“ — Das „XIX. Siècle“ erklärt, kein Republicaner werde die Verurtheilung gutheißen, welche das vom größten Freunde öffentlicher Kundgebungen begründete Blatt (die „Rép. Franç.“) im voraus schon über die Rede Boulangers ausgesprochen habe. Dieselbe sei allerdings nur kurz und hasche nicht nach Effecten, sei aber doch beredt und zeitgemäß. Angesichts der beunruhigenden Erklärungen von anderer Seite habe der Kriegsminister gut gethan, diese Friedensversicherung hören zu lassen. — Die „Autorität“ meint: „Wenn sich der General Boulanger immer so correct ausdrückt, immer eine so würdige Zurückhaltung gezeigt hätte, so wären wir nicht gezwungen gewesen, ihn zu bekämpfen... Wir freuen uns jedes Mal, wenn wir feststellen können, daß er die gewaltigen Interessen und die heilige Sache, die ihm anvertraut, in der gebührenden Weise vertritt.“ — „Leit Journal“ sagt: „Das sind schöne und edle Worte. Es war notwendig, daß sie gesprochen wurden, und wir danken dem Kriegsminister von ganzem Herzen für dieselben.“ — Im „Gaulois“ berichtet der monarchische Abg. Dugué de la Fauconnerie Aeußerungen, die er vom Kriegsminister bei einem Essen von 15 Bedeckten kürzlich gehört hat, gerade während die Kriegsgerüchte die Blätter füllten. Der Minister setzte auseinander, daß die Franzosen ihre militärischen Eigenschaften in einem Kriege nur dann ganz und voll zur Geltung bringen könnten, „wenn man fest überzeugt sei, daß die Herausforderung vom Feinde gekommen, und daß wir, weit entfernt, die Angreifer zu sein, Alles gethan haben, um das Land vor den Leiden des Krieges zu bewahren, was mit unserer Würde und der nationalen Ehre vereinbar war.“ Dasselbe Blatt will wissen, daß der Kriegsminister im Schoße des Ministerraths auf Drängen des Premiers und der übrigen Minister nach langem Sträuben und nachdem er mit seinem Weggang gedroht, endlich eingewilligt hat, auf seine Creditforderung von 400 Millionen Francs für Neuverwaffung des Heeres zu verzichten und sich für 1887 mit der Summe von 43 Millionen zu begnügen. Am Schlusse des Ministerraths habe der Premier den Minister des Auswärtigen ersucht, den bezüglichen Beschluß des Cabinets an den dieseitigen Botschafter in Berlin zu telegraphiren. Dort habe am vorigen Freitag Hr. Herbette dem Grafen Herbert v. Bismarck davon Mittheilung gemacht; dieser habe sofort dem Kaiser darüber Bericht erstattet, welcher sowohl Hrn. Herbette als auch telegraphisch dem Grafen Münster seine Befriedigung darüber habe ausdrücken lassen. Die „Liberté“ bestreitet diese ganze Geschichte. Herbette habe keinen derartigen Schritt gethan; die Militär-Credite seien noch Gegenstand schwebender Berathungen des Cabinets, und Deutschland habe sich ebensowenig in die militärische Reorganisation Frankreichs gemischt, als Frankreich in die deutschen Militärfragen. Auf beiden Seiten wolle man aufrichtig den Frieden. — Bei der Witternachtsmesse auf Weihnachten in der Kirche Saint-Nizier zu Lyon ist durch die Besonnenheit eines Polizisten eine furchtbare Katastrophe vermieden worden. Ein Unbekannter hatte eine Bombe mit brennendem Zunder am Eingang in der Nähe des Weiskessels niedergelegt. Glücklicherweise bemerkte ein Polizeibediener dieselbe, trug sie aus der Kirche und löschte die glimmende Zündschnur im Kinnstein aus. Eine Untersuchung wurde sofort eingeleitet, man soll dem Missethäter bereits auf der Spur sein.

⊕ Rom, 26. Dec. In einem der auswärtigen Tage gewidmeten Zeitartikel läßt sich der officiële „Popolo Romano“ über die Eventualität eines österreichisch-russischen Zusammenstoßes, den er an und für sich für localisirbar hält, folgendermaßen vernehmen: „Frankreich hat mittelst einiger seiner angesehensten Blätter bereits erklärt, daß es neutral bleiben würde; Deutschland — *ça va sans dire* — wird als Mittler beider feindlicher Reiche sich nicht rühren, so lange Frankreich ruhig zusieht; England hat, wie es jeden Augenblick von neuem erklärt, auf der Balkan-Halbinsel keine größeren Interessen im Spiel als die beiden vorgenannten Mächte, und deshalb keinen zwingenden Grund, aus der bisher beobachteten Zurückhaltung herauszutreten; Italien endlich hat sich bemüht und bemüht sich, zu verhindern, daß die orientalische Krisis eine acute Gestalt annehme, weshalb wir nicht glauben, daß es die Waffen für eine Sache ergreifen könne oder wolle, die es nichts angeht, solange der Kampf zwischen Oesterreich und Rußland auf die Frage des Uebergewichts des einen oder des anderen beschränkt bleibt. Die Lage könnte sich nur unter einer Bedingung ändern, und diese wäre, wie Alle wissen, das Bündniß zwischen Paris und St. Petersburg — ein Bündniß, das, offen gestanden, für den Augenblick nicht allzu große Aussicht auf Verwirklichung hat... In St. Petersburg kann man ebenso-

### **13. Sitzung**

Sepp Linhart, "Der ausländische Japanforscher in einer veränderten Welt", in: ders.: Japanologie heute. Zustände, Umstände, Wien 1993, 111-132

Sepp Linhart

**JAPANOLOGIE HEUTE**

**Zustände - Umstände**

WIEN 1993

## DER AUSLÄNDISCHE JAPANFORSCHER IN EINER VERÄNDERTEN WELT

### EINLEITUNG

An den Beginn meiner Ausführungen möchte ich eine einfache Behauptung stellen, und zwar:

**JE MEHR SICH DIE JAPANSTUDIEN ENTWICKELN,  
DESTO MEHR SOLLTEN SIE SELBST ZU EINEM OB-  
JEKT DER FORSCHUNG WERDEN.**

Es ist keine Übertreibung zu sagen, daß sich die Japanforschung in den vergangenen zwanzig Jahren gewaltig entwickelt hat. Diese Entwicklung ist natürlich zunächst einmal ein rein zahlenmäßiger Zuwachs der Forschenden und der Studierenden des Japanischen, was sehr leicht durch einen Vergleich von verschiedenen Verzeichnissen ausländischer Japanforscher vor zwanzig Jahren mit solchen von heute bewiesen werden kann. Ebenso ist das durch eine Gegenüberstellung der Zahlen von Universitäten, die auf der ganzen Welt damals japanspezifische Lehrgänge anboten und welche heute, oder durch einen Vergleich der Zahlen der Studierenden an einem japanologischen Institut damals und heute und dergleichen mehr ersichtlich.

Es ist weitaus schwieriger, die qualitative Entwicklung der Japanologie im selben Zeitraum zu erfassen, da sie nicht durch eine einfache lineare Kurve wie beispielsweise die Zahl der Japan-Spezialisten oder der von ihnen publizierten Bücher und Artikel dargestellt werden kann. Obwohl marxistisches Denken heute an Popularität eingebüßt hat, möchte ich diesem hier dennoch folgen, indem ich argumentiere, daß eine quantitative Veränderung ab einem bestimmten Grad auch zu einer qualitativen Veränderung führt. Die einfache Akkumulation selbst mittelmäßiger Forschungsergebnisse kann letzten Endes bessere Einsichten in ein gewisses Phänomen gewähren als die besten Erkenntnisse eines einsamen akademischen Genies, dessen Resultate zwangsläufig begrenzt sind.

Reflexionen über die Japanforschung beschäftigten sich bisher für gewöhnlich historisch mit der Japanforschung und betonten die Bedeutung bestimmter Wissenschaftler beziehungsweise einiger ihrer ausgewählten Werke. Die derartige Literatur ist relativ zahlreich und kann als Versuch betrachtet werden, eine Art Tradition für unser Wissenschaftsgebiet zu schaffen. Ich erachte diese Bemühungen, die unter dem Titel "Geschichte der Japanstudien" zusammengefaßt werden können, als sehr wichtig, aber ich habe das Gefühl, daß daneben eine andere Art von Literatur über unsere Disziplin bisher noch nicht sehr weit gediehen ist, obzwar sie mir als immer notwendiger erscheint. Es ist dies so etwas wie eine Soziologie der Japanforschung. Der Grund für die Vernachlässigung dieses Gebietes<sup>1</sup> könnte darin liegen, daß nur sehr wenige unter den Japanspezialisten Soziologen sind, was insbesondere für die sogenannten Japanologen<sup>2</sup> zutrifft.

---

<sup>1</sup> Der einzige mir bisher aufgefallene Aufsatz über die Soziologie der Japanologie, wenn auch von einem anderen Gesichtspunkt aus, ist das Kapitel "Toward a sociology of japanology", in Ross Mouer und Sugimoto Yoshio: *Images of Japanese society. A study on the structure of social reality*. London, Sydney and Henley: KPI 1986, 156-188. Ich selbst berührte einige der hier behandelten Fragen in den Artikeln: "Probleme der japanologischen Forschung heute: Japan als Objekt der Japanologie und die Japanologie als Objekt Japans", Otto Ladstätter und Sepp Linhart (Hg.): *August Pfizmaier (1808-1887) und seine Bedeutung für die Ostasienwissenschaften*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (=Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens 3) 1990, 57-71, sowie "Glanz und Elend der Japanologie", Eva Bachmayer, Wolfgang Herbert und Sepp Linhart (Hg.): *Japan von Aids bis Zen. Referate des achten Japanologentages vom 26. bis 28. September 1990 in Wien*. Band I. Wien: Institut für Japanologie (=Beiträge zur Japanologie 29-I), 15-20, die beide in diesem Band abgedruckt sind.

<sup>2</sup> Während der Ausdruck "Japanologie" heute in der englischsprachigen Welt kaum mehr verbreitet ist, wird er in den deutschsprachigen Ländern noch weitgehend verwendet. In den USA und Großbri-

Doch, so könnte eingewendet werden, warum sollte es so etwas wie eine Soziologie der Japanforschung geben? Ist es nicht wesentlicher und ausreichend, unsere Forschungsbemühungen auf japanische Phänomene zu konzentrieren, als Leute zu untersuchen, die diese untersuchen? Natürlich bin auch ich der Ansicht, daß dies unser primäres Anliegen sein sollte. Doch gleichzeitig müssen wir über den Platz und die Rolle der Japanforschung sowie der Studierenden und Forschenden über Japan an unseren Universitäten und über die Beziehungen zwischen dem Staat, dem wir angehören, und Japan nachdenken. Meiner Meinung nach waren die Veränderungen auf unserem Gebiet in den vergangenen zwanzig Jahren so gravierend, daß eine Soziologie der Japanforschung heute eigentlich ein wichtiges Thema sein sollte. Viele unserer Kollegen benehmen sich allerdings so, als hätten überhaupt keine Veränderungen stattgefunden.

In diesem Aufsatz möchte ich die veränderte Rolle der ausländischen Japanforscher behandeln. Ich betone hierbei ausländisch, womit ich die nicht-japanischen Japanforscher meine. Wie ich an

---

tannien hat er eine abfällige, denunzierende, herabsetzende Bedeutung für Personen, die in ihren Studien über Japan einen amateurhaften Zugang haben, für Personen, die zwar mit einer intensiven Sprachausbildung beginnen, aber eine umfassende Ausbildung in einer Disziplin vernachlässigen. Die "Japanologen" aus den deutschsprachigen Ländern ihrerseits empfinden eine Geringschätzung für Personen, die Japanforschung (*Japanese studies*) ohne eine fundierte Sprachausbildung betreiben. Doch da heutzutage Personen in der Japanforschung sich für gewöhnlich auch Sprachkenntnisse aneignen und sich Japanologen auf ein bestimmtes Gebiet konzentrieren, auf dem sie auch über ein theoretisches Grundwissen verfügen, scheint sich der Unterschied zwischen den beiden Zugängen zu verringern und sich immer mehr auf einen Unterschied in der akademischen Organisation zu beschränken. D.h. daß die Personen in der Japanforschung lose an ein Japanzentrum ihrer Universität gebunden sind, aber in erster Linie zu einem Institut ihrer Fachrichtung gehören, während Japanologen für gewöhnlich an einem (multidisziplinären) Institut für Japanologie arbeiten.

anderer Stelle bereits festgestellt habe<sup>3</sup>, ist es nicht leicht, eine klare Trennung zwischen japanischen und nicht-japanischen Japanforschern vorzunehmen, denn es kann beinahe so etwas wie ein nahtloses Kontinuum der Forschenden angefangen von den japanischen bis hin zu den nicht-japanischen hergestellt werden. Doch um der Klarheit willen möchte ich mich hier auf die ausländischen Japanforscher bzw. Japanologen konzentrieren. Ich möchte meine Ausführungen in drei Abschnitte unterteilen:

1. Zunächst möchte ich die geänderte Rolle Japans und deren Bedeutung für die Japanforschung behandeln.
2. Danach werde ich versuchen, einige der Probleme der Japanforschung, die aus diesen Veränderungen resultieren, aufzuzeigen.
3. Und zuletzt werde ich in ähnlicher Weise auf einige Konsequenzen eingehen, die sich daraus für die Lehre ergeben.

Da meines Wissens bis heute keine systematischen Studien über die Soziologie der Japanforschung durchgeführt wurden, stellen meine Ausführungen meinen subjektiven Eindruck dar, sind daher gezwungenermaßen impressionistisch und weniger empirisch fundiert, systematisch und objektiv. Doch ich hoffe, daß meine Anmerkungen ein gewisses Interesse an diesen Fragen hervorrufen werden und vielleicht in Zukunft die eine oder andere Untersuchung zu diesem Gebiet anregen könnten. Es wäre auch sehr wünschenswert, wenn jemand von außerhalb der Japanforschung sich damit beschäftigte und die Japanforschung mit anderen Regionalwissenschaften vergliche, mit der Sinologie, Koreanologie und Indologie zum Beispiel<sup>4</sup>. Gerade die Ein-

---

<sup>3</sup> "Sonoda Hidehiro no Jikoku kenkyū to shite no Nihon kenkyū, gaikoku kenkyū to shite no Nihon kenkyū e no komento", Kokusai Nihon bunka kenkyū sentā (Hg.): *Sekai no naka no Nihon 1*. Kyōto: Kokusai Nihon bunka kenkyū sentā 1989, 263-265. Vgl. die deutsche Übersetzung in diesem Band, 179-184.

<sup>4</sup> Wolfgang Prinz und Peter Weingart (Hg.): *Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990 (stw 854) und Peter Weingart u.a.: *Die sog. Geisteswissenschaften: Außenansichten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991 (stw 965) geben einen

wirkungen von außen dürften in diesen Wissenschaften anders geartet sein als in der Japanologie.

#### DIE GEWANDELTE BEDEUTUNG JAPANS

Im Jahre 1969 kehrte ich von meinem ersten zweieinhalbjährigen Japanaufenthalt nach Österreich zurück. Im selben Jahr begann Japan mit dem Export japanischer Autos nach Österreich. Österreich wurde gemeinsam mit einigen anderen Ländern ohne eigene Automobilindustrie ausgesucht, um zu testen, ob sich japanische Autos nach Europa exportieren ließen. Japanische Autos waren von schlechter Qualität, wurden verlacht und verschwanden bald. Doch als sie zwei Jahre später wiederkamen, begann die Erfolgsstory der japanischen Autos in Europa. Heute klingt es beinahe unglaublich, daß noch vor nur 23 Jahren Witze über die mangelnde Qualität japanischer Autos gemacht wurden.

Der Erfolg japanischer Autos scheint für die Japanologen insgesamt ohne Bedeutung zu sein, auch wenn die vergleichsweise billigen japanischen Autos damals sogar für arme Japanwissenschaftler erschwinglich gewesen sein dürften. Aber ich möchte doch die folgende Behauptung aufstellen:

**JE HÖHER DER STATUS JAPANISCHER AUTOS IN DER WELT IST, DESTO HÖHER IST AUCH DER STATUS DER AUSLÄNDISCHEN JAPANFORSCHER.**

Was ich damit sagen möchte ist, daß die Bedeutung der Japanforschung als Disziplin und die der Japanwissenschaftler als deren Repräsentanten ein Ergebnis von Japans gegenwärtiger wirtschaftlicher Bedeutung und nicht von Japans kultureller Bedeutung in Vergangenheit oder Gegenwart sind. Mit anderen Worten ausgedrückt: Wir aus-

---

zu großen Überblick, als daß sie die tatsächliche Situation der außer-europäischen Regionalwissenschaften noch adäquat abbilden könnten.



ländischen Japanforscher sind nicht wichtig, weil wir wichtig sind, sondern weil Japans Wirtschaft wichtig ist. Und wir bleiben dies nur, solange der ökonomische Erfolg Japans andauert. An meiner Universität scheinen manche Kollegen ziemlich neidisch auf die Japanologie zu sein. Sobald sie in der Zeitung etwas über eine Krise der japanischen Wirtschaft lesen, sprechen sie mich darauf an: "Na, Japan scheint auch nicht länger zu sein, was es einmal war" und machen dabei ein Gesicht als wollten sie sagen: "Jetzt wird es mit Ihren fetten Jahren auch bald zu Ende gehen". Auf diese Weise schaffen sie einen Zusammenhang in der Art, wie ich ihn weiter oben aufgestellt habe.

Wenn ich vor zwanzig Jahren anderen Menschen gegenüber erwähnte, ich sei Japanologe, machten sie für gewöhnlich Bemerkungen über die Schwierigkeiten der japanischen Sprache und Schrift. Doch heutzutage sprechen sie meistens darüber, wie gerne sie *sushi* äßen, *kimono* trügen, auf einem *futon* schliefen oder wie sehr sie ihre japanische Hifi-Anlage und - natürlich - ihre japanischen Autos schätzten. Aber es gibt auch andere, die mir erzählen, daß sie ihren Fernseher ausschalten, sobald ein japanischer Film läuft, oder daß ihnen die vielen japanischen Touristen in der Wiener Innenstadt auf die Nerven gehen. Was ich damit sagen will, ist, daß unsere Landsleute dazu tendieren, ihr Japanbild auf uns zu projizieren. Deshalb ist es uns nicht länger möglich, uns weiterhin wie die unschuldigen Forscher zu benehmen, die unsere Vorfahren vielleicht einmal waren. Wir müssen uns damit auseinandersetzen, daß wir unsere Bedeutung aus unserem Forschungsobjekt Japan beziehen und daß die Liebe, der Haß, die Achtung sowie die Verachtung, die unsere Landsleute für Japan empfinden, auf uns übertragen wird.

#### PROBLEME DER FORSCHUNG

Jeder Forscher hegt nicht nur ein bestimmtes Interesse für sein Forschungsgebiet, sondern verbindet mit ihm auch ein bestimmtes Gefühl. Astronomen interessieren sich für Sterne und für gewöhnlich mögen sie diese auch. Zoologen interessieren sich für Tiere und mögen sie, Kriminologen interessieren sich für Verbrechen und wollen in der Regel den Verbrechern helfen und so fort. Dasselbe trifft auch

für Japanologen zu. Im allgemeinen ist ihr Studienobjekt Japan, sie interessieren sich für Japan und sie mögen Japan, um ihre Beziehung zu Japan im weitesten Sinne zu beschreiben. Auf den ersten Blick ist an dieser Beziehung nichts Besonderes festzustellen, aber wenn wir genauer hinsehen, beginnt es problematisch zu werden.

Gehen wir etwas in der Geschichte unseres Faches zurück, stoßen wir natürlich auf verschiedene Zugänge zu unserem gemeinsamen Forschungsobjekt. Manche Forscher waren offensichtlich wegen eines gewissen Exotismus von Japan angezogen. Im Europa des 19. Jahrhunderts war Japan wahrscheinlich die unbekannteste unter den großen Weltkulturen und seine exotische Anziehungskraft beschränkte sich sicherlich nicht auf Kunst und Musik, sondern reichte auch in die akademische Welt. Doch da akademische Publikationen in einer bestimmten Form gehalten sind, kann dort ein euphorischer Exotismus nicht so leicht festgemacht werden wie beispielsweise in Kunst und Literatur. Nichtsdestotrotz möchte ich die frühen Japanologen in zwei Gruppen einteilen, in die Exotisten und diejenigen Wissenschaftler, denen es nach der Öffnung Japans darum ging, diese neuentdeckte fremde Kultur von verschiedenen Gesichtspunkten mit großem Eifer zu studieren, um sie zu einem Teil unseres klassifizierbaren Wissens zu machen. Dieser zweite Zugang könnte als wissenschaftliches *l'art pour l'art* bezeichnet werden und wird möglicherweise am besten durch den Österreicher August Pfizmaier (1808-1887) repräsentiert, der tausende japanische Textseiten übersetzte, offensichtlich ohne sich je zu fragen, wozu diese nützlich sein würden, jedoch keineswegs aus exotischem Interesse. Für ihn war das Ziel klar: die Förderung des akademischen Wissens über Japan. Beide Gruppen, die exotikverliebten Wissenschaftler wie auch die *l'art pour l'art*-Wissenschaftler waren getrieben von Wissensdurst, von akademischer Neugierde. Beide können als sehr idealistisch und ziemlich unpragmatisch beschrieben werden. Abgesehen von akademischen Lorbeeren und geistigen Erkenntnissen erhofften sie sich keinerlei Belohnungen für ihre Forschungen. Vereinfacht ausgedrückt war ihre Haltung gegenüber ihrem Forschungsobjekt Japan folgende: Es ist nett, etwas Neues über Japan zu entdecken, und es ist lohnend, viel über Japan zu wissen. Deshalb waren die meisten Wissenschaftler nicht sehr spezialisiert. In den mei-

sten Fällen können sie als *shinnichika*, also Leute, die in Japan verliebt sind bzw. Japanophile, bezeichnet werden. Ich wage zu behaupten, daß diese Art des Zugangs für die Hauptströmung der Japanologen vom 19. Jahrhundert an bis hinauf zum Zweiten Weltkrieg charakteristisch war.

Der Zweite Weltkrieg, oder vielmehr der Pazifische Krieg, resultierte für die Japanforschung in einer paradigmatischen Veränderung, die eine neue Generation von Japanforschern hervorbrachte. Mit der japanischen Einnahme von Nanjing, dem Überfall auf Pearl Harbor und zahlreichen Berichten über Greuelthaten während des Krieges erhielt Japan international ein aggressives, militaristisches Image - gleich an zweiter Stelle nach Deutschland - und mit Ausnahme einiger deutscher Japanologen, die einen außerordentlichen Höhenflug erfuhren und aktiv an der Deutsch-Japanischen Freundschaftsbewegung teilnahmen, wurde es für viele Japanologen sehr schwierig, weiterhin als harmlose, idealistische Japanophile weiterzuexistieren. Gleichzeitig wurden insbesondere in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Großbritannien Japanspezialisten für einen klar definierten Zweck ausgebildet. Mit dem Ziel, eine Entscheidungsgrundlage für Politiker zu liefern, mußten sie politisches System, Erziehungswesen, Presse, Wirtschaft, Gesellschaft etc. Japans untersuchen. Ihr Zugang zu Japan stand in ausgeprägtem Gegensatz zu dem der ersten siebenzig bis achtzig Jahre der Japanologie und kann einfach als pragmatisch bezeichnet werden. Es interessiert an dieser Stelle nicht, ob die Vertreter dieser neuen Generation von Japanspezialisten mit der Zeit vielleicht zu Japanophilen wurden oder nicht, oder ob sie sogar Japankritiker bzw. Japanophobe, *hannichika*, also Personen mit einer mehr oder weniger negativen Einstellung gegenüber Japan, wurden. Was mich in diesem Zusammenhang interessiert ist, daß es dieser neue pragmatische Zugang zu Japan möglich machte, unterschiedliche Haltungen zu Japan zu entwickeln, nicht nur positive, sondern auch negative.

Die meisten unserer wenigen Studierenden in den fünfziger, sechziger und frühen siebziger Jahren können dennoch als idealistisch im oben genannten Sinne eingestuft werden. Sie kamen an die Universitäten, weil sie mehr über Zen wissen wollten oder weil sie aufgrund ihrer praktischen Ausübung von japanischen Kampfsportarten eine

bestimmte Affinität zur japanischen Kultur verspürten. Doch seit dem Ende der siebziger Jahre begannen angeregt vom wirtschaftlichen Erfolg Japans während der vergangenen 25 Jahre die Pragmatiker Japanisch zu studieren, da es sich bezahlt machte, über ein solides Wissen von Japan und gute Kenntnisse der japanischen Sprache zu verfügen. Und diese Generation ist jetzt natürlich auch bereits unter den Forschenden repräsentiert. Solange sie wirtschaftlich belohnt werden, ist Japan für sie ein Forschungsobjekt wie jedes andere. Deshalb können sie sowohl Japanophile als auch Japanophobe sein, je nachdem wer sie bezahlt.

Mit der Aufstellung der obengenannten Idealtypen wollte ich einen wichtigen Einflußfaktor auf unsere Studien herausstreichen: Geld. Es ist grundsätzlich dazu geeignet, die Wahl unseres Forschungsobjektes zu beeinflussen, aber auch - und das ist weit bedeutender - die Ergebnisse unserer Forschung. Geld war wahrscheinlich in der akademischen Forschung nie ganz abwesend, sondern es spielte immer eine gewisse Rolle, aber seine Bedeutung für die Japanforschung ist heute so groß wie nie zuvor. Wir müssen auch berücksichtigen, daß das Geld sowohl auf der bewußten als auch auf der unbewußten Ebene beeinflussend wirkt. Die Japanforschung - insbesondere jene Bereiche, die sich mit dem modernen Japan beschäftigen - ist heute in der glücklichen Lage, relativ einfach Geld von verschiedenen privaten und öffentlichen Stiftungen oder Institutionen - japanischen wie nicht-japanischen - erhalten zu können, und ich glaube, daß in dieser Hinsicht unsere Situation weit besser ist als die anderer Regionalwissenschaften.

Diese Involvierung von Geld in der Japanforschung macht uns jedoch verletzlich gegenüber Angriffen von außen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Diskussion über *Japan-bashing* und Revisionismus, in welcher die westlichen Japanologen als Verteidiger des japanischen Außenhandelsverhaltens gelten. Ivan P. Hall schreibt am 6. Juli 1987 im *Wall Street Journal*: "Die amerikanischen 'japanologists' (Japanologen) von gestern sind oft die 'japanapologists' (Japan-Apologeten)

von heute"<sup>5</sup>, da sich die Japanologen insgesamt der Verteidigung Japans verschrieben haben sollen. Miyoshi Masao, dessen leserwertem Buch *Off Center. Power and Culture Relations between Japan and the United States* (1991) ich dieses Zitat entnommen habe, stellt eine direkte Verbindung zwischen der Tatsache, daß J. A. A. Stockwin in einer Besprechung des Buches *The Enigma of Japanese Power* (1989) des führenden Revisionisten Karel van Wolferen eine ausdrückliche Entschuldigung für das japanische Außenhandelsverhalten zum Ausdruck bringt, und dem Umstand, daß seine Stelle an der Universität Oxford von Nissan bezahlt wird, her<sup>6</sup>.

Darüberhinaus zitiert er einen Artikel aus dem Wirtschaftsmagazin *Business Week* vom 11. Juli 1988, in dem festgestellt wird, daß 80 Prozent des Geldes, das der akademischen Japanforschung in den Vereinigten Staaten zur Verfügung steht, aus japanischen Quellen stammt<sup>7</sup>. Obwohl ich die Richtigkeit dieser Zahlen bezweifle, bin ich überzeugt davon, daß die japanischen Finanzquellen in unserem Bereich keinesfalls vernachlässigbar sind, weder in den Vereinigten Staaten noch in Europa. Miyoshi - selbst ein Hajime Mori-Professor an der University of California, San Diego - stellt für die USA folgenden Zusammenhang fest: "Je verwaltungsmäßig verantwortlicher und je etablierter innerhalb der Japanologie, desto pro-japanischer tendieren sie zu sein. Umgekehrt, je weiter weg von Washington und je weniger etabliert in der akademischen Hierarchie, desto offener sind sie für Kritik an den Japanern." Darüberhinaus wirft er den akademischen Verteidigern der Japaner vor, einem überholten Japanbild anzuhängen: "Sie neigen dazu, Japan immer noch in jenen Begriffen zu denken, die seit etwa 1950 ständig in Gebrauch waren: Als ein Beispiel der Modernisierungstheorie im Kontext des Kalten Krieges, ein

---

<sup>5</sup> Zitiert nach Miyoshi Masao: *Off Center. Power and Culture Relations between Japan and the United States*. Cambridge, Mass. & London: Harvard U.P. 1991, 256. Das englische Wortspiel ist leider im Deutschen nur holprig wiederzugeben.

<sup>6</sup> Miyoshi: *Off Center*, 256.

<sup>7</sup> Miyoshi: *Off Center*, 67.

Land, das sich selbst durch Lernen vom Westen aus dem Zustand eines vormodernen Landes herausgearbeitet hat. Sie sind blind gegenüber dem Orientalismus, der in dieser Sicht liegt. Die Verteidiger haben sehr wenig zu den Veränderungen, die gleichzeitig mit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur seit ungefähr 1970 im intellektuellen und kulturellen Leben Japans stattgefunden haben, gesagt. Für viele von ihnen bleibt Japan der kapitalistische Zufluchtsort, dessen Modernisierungsprozeß nicht von den üblichen Krankheiten wie Gewalt, Auseinandersetzungen oder radikalen Reformen begleitet ist.<sup>8</sup>

Der bereits erwähnte Karel van Wolferen unterzieht die Japan-Verteidiger unter den Japanwissenschaftlern einer einfacheren kritischen Analyse. "Ein Großteil der akademischen Forschung westlicher Wissenschaftler, die sich auf Japan konzentrieren, wird von japanischen Institutionen finanziert. Die Vorstellung, daß Wissenschaftler und Kommentatoren objektiv bleiben können, weil an die Annahme dessen, was sie bekommen, keine festen Bedingungen geknüpft sind, stellt sich zumeist als Illusion heraus, wenn das Geld von Japan kommt. Der Zugang zu den notwendigen persönlichen Kontakten und Institutionen ist ein großes Problem für Geschäftsleute und Wissenschaftler, die in Japan arbeiten, weshalb sie sich wohl bewußt sind, daß eine grundsätzlich kritische Haltung ihnen viele Türen versperren kann. Eine Kombination aus Geld und der Notwendigkeit des Zugangs sowie politische Unbedarftheit hat eine große Zahl von Japanspezialisten hervorgebracht, die in unterschiedlichem Ausmaß - wie unbeabsichtigt auch immer - als Verteidiger Japans auftreten. Ihre öffentliche Äußerungen und Kommentare in den Medien bezeugen dies immer wieder.

Japan zu verteidigen ist das tägliche Brot vieler tatsächlicher und vermeintlicher Experten, die öffentlich beachtete Seminare abhalten und Podiumsdiskussionen oder Konferenzen zur Förderung eines besseren gegenseitigen Verständnisses organisieren."<sup>9</sup>

---

<sup>8</sup> Miyoshi: *Off Center*, 67.

<sup>9</sup> Karel van Wolferen: *The Enigma of Japanese Power. People and Politics in a Stateless Nation*. London: Macmillan 1989, 13.

Analog zu *Newsweek* vom 9. Oktober 1989 hebt Miyoshi zwei berühmte amerikanische Japanologen als Japan-Verteidiger hervor, und zwar den verstorbenen Edwin Reischauer sowie Ezra Vogel, Autor des berühmten Buches *Japan as Number One*. Doch auch unter den Revisionisten gibt es eine bekannte Persönlichkeit, nämlich Chalmers Johnson, der sogar als Urvater der Revisionisten und *Japan-basher* gilt. Ich weiß nicht, ob diese Klassifizierung zutreffend ist und habe auch nicht die Absicht, sie zu verifizieren. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß heutzutage nicht alle Japanologen einfach als entweder pro- oder antijapanisch bezeichnet werden können, wohingegen ich davon überzeugt bin, daß Geld sie dazu veranlassen kann, in der einen oder der anderen Richtung zu arbeiten.

Wenngleich Geld - ob es nun aus europäischen, japanischen oder sonst irgendwelchen Quellen stammt - sehr wichtig ist, ist es doch bei weitem nicht das einzige, was unsere Forschungssituation beeinflusst. Während unsere Vorfahren vollauf damit beschäftigt waren, Japan bekannt zu machen, wird diese Aufgabe heute von den Massenmedien - oft von unseren ehemaligen Studierenden - wahrgenommen. Was vor zwanzig Jahren in einem akademischen Aufsatz geschrieben werden konnte, erscheint heutzutage in einer weit weniger akademischen, leichter lesbaren Sprache in Zeitschriften, die sich an die an Japan interessierten Laien richten. Die Zeit des *Nihon shōkai*, eine der Hauptaufgaben noch unserer Vätergeneration unter den Japanologen, ist für uns Japanwissenschaftler ein für allemal vorüber, das sollten wir zur Kenntnis nehmen. Und das ist gut so, denn jetzt können und sollten wir unsere akademischen Bemühungen auf echte Forschungsarbeit konzentrieren. Unsere Forschungssituation kann mit dem Bild beschrieben werden, daß wir versuchen, auf zwei Hochzeiten zu tanzen, wodurch wir Gefahr laufen, uns zwischen zwei Stühlen zu setzen. Ich glaube, daß jeder und jede von uns immer wieder diese Erfahrung macht. Einerseits müssen wir über die neuesten Forschungstrends in unserem Spezialgebiet - sei es nun Geschichte, Wirtschaft oder Sprachwissenschaft - international auf dem Laufenden bleiben, andererseits müssen wir mit dem mithalten, was in den japanischen akademischen Kreisen geschieht. Und das ist, zumindest was die Human- und Sozialwissenschaften betrifft, nicht immer identisch

mit den Entwicklungen an westlichen Universitäten, weshalb es so wichtig ist, beide Trends zu beobachten.

Obzwar uns Japanologen oft Orientalismus und Eurozentrismus vorgeworfen wird, d.h. daß wir westliche Methoden auf das Studium japanischer Phänomene ungeprüft anwenden, habe ich das Gefühl, daß derartige Vorwürfe eher auf Leute zutreffen, deren Beschäftigung mit Japan in einer späteren Phase ihrer akademischen Laufbahn beginnt, als auf diejenigen, die sich ihr ganzes akademisches Leben lang mit Japan beschäftigt haben. Für diese ist charakteristischer, ein Teil eines Netzwerkes in Japan zu sein. Und obwohl die meisten von uns nicht viel auf Japanisch veröffentlichen, schreiben viele unter dem Einfluß von *Watanabe-sensei*, wie ich die anonyme japanische Autorität, die uns beeinflußt, gerne nennen möchte. Wenn wir in Japan sind, hängen wir von der Hilfe *Watanabe-sensei's* ab, dessen Visitenkarte uns hilft, zu verschiedenen Institutionen Zutritt zu erlangen und die Personen zu treffen, die wir treffen möchten. Die meisten von uns studierten in Japan unter einem japanischen Lehrer, knüpften Freundschaften mit japanischen Kollegen, wurden von ihnen eingeladen, und baten sie als Dank dafür, an unsere jeweiligen Universitäten zu kommen. Das ist natürlich eine notwendige und gesunde Entwicklung und eine weit bessere Situation als die Isoliertheit, mit der die meisten unserer akademischen Vorfahren sich während ihrer Forschungen auseinanderzusetzen hatten. Aber wir müssen uns der verschiedenen Einflüsse bewußt sein, denen wir durch unsere Beziehungen ebenso ausgesetzt sind wie durch den finanziellen Druck bzw. die bloße Existenz verschiedener Stiftungen. Meistens wirken diese Einflüsse auf einer unbewußten Ebene. *Watanabe-sensei* wird uns niemals vorschreiben, etwas zu tun oder zu unterlassen, aber er wird uns wahrscheinlich regelmäßig Ratschläge und Anleitungen für unsere Forschungen erteilen, in der Weise, wie sich ein guter *oyabun*, also jemand, der die Elternrolle in einer Beziehung übernimmt, gegenüber seinem *kobun*, der Person, die die Rolle des Kindes in einer Beziehung einnimmt, verhalten sollte. Und da *Watanabe-sensei* für uns sehr wertvoll ist, werden wir ihn niemals vor den Kopf stoßen, indem wir zu weit vom Weg abgehen, den er uns vorgezeichnet hat. Das bedeutet natürlich nicht, daß unsere Ergebnisse notwendigerweise nationalistisch pro-japanisch sind. Es ist ebenso vor-



stellbar, daß Watanabe-sensei gegenüber der japanischen Gesellschaft sehr kritisch eingestellt ist, und daß unsere Forschungen dazu tendieren, ebenfalls sehr kritisch zu sein.

Auch die Beeinflussung durch Frau und Herrn Suzuki, das heißt durch unsere täglichen japanischen Bekannten, Ehepartner, Freundinnen oder Freunde, sollten wir nicht unterschätzen. Es ist sogar wahrscheinlich, daß wir unsere Forschungsarbeit öfter mit Noriko-san oder Tatsuo-san besprechen als mit Watanabe-sensei, denn im täglichen Leben sind sie eher in der Nähe und für Zweifel und Fragen verfügbar, die während unserer Studien auftreten. Auf diese Weise ändern unsere japanischen Freunde ihre Rollen und werden zu unseren Forschungsinformanten. Für gewöhnlich geschieht dies aus praktischen Gründen, denn es ist zu zeitraubend und kostspielig, wirklich geeignete Informanten zu suchen. Wir sollten uns jedoch bewußt sein, daß diese Situation nicht nur zu faktischen Fehlern und Interpretationsirrtümern, sondern auch - auf einer unbewußten Ebene - zu sehr tendenziösen Forschungsergebnissen führen kann.

Der dritte Einflußfaktor, mit dem wir uns auseinandersetzen müssen, ist natürlich die öffentliche Meinung über Japan in unserem eigenen Land. Es wäre ein faszinierendes Forschungsthema für alle an der Wissenschaftssoziologie Interessierten, die sich ändernde öffentliche Meinung über Japan mit den Forschungsthemen und -ergebnissen in einem bestimmten Zeitraum in einem bestimmten Land zu vergleichen. Ist es nicht vorstellbar, daß die antijapanische Haltung von Spitzenpolitikern wie Edith Cresson in Frankreich oder der *Japanbasher* in den USA in unseren Forschungen auf die eine oder andere Weise zum Ausdruck kommen, oft auf eine Weise, wie wir es selbst nie vorhatten? Ich bin sicher, daß Zusammenhänge, wie ich sie im folgenden Satz konstatiere, hergestellt werden können, wenn wir unsere Forschungen einer sorgfältigen Prüfung unterziehen:

DER AUSLÄNDISCHE FORSCHER WIRD BEI SEINEN FORSCHUNGEN SOWOHL DURCH DIE TATOE-FOUNDATION, DURCH WATANABE-SENSEI, DURCH FRAU UND HERRN SUZUKI ALS AUCH DURCH EDITH CRESSON BEEINFLUßT.

Eine andere Meinung über die Japanforschung wird von Giorgio Brunello vertreten. Als Wirtschaftswissenschaftler stellt er fest, daß es in der Japanforschung zu einer Polarisierung zwischen den *mainstream*-Ökonomen in Europa und den USA, die begonnen haben, sich ernsthaft mit der japanischen Wirtschaft auseinanderzusetzen, und den Japanologen, die sich hauptsächlich auf ihre Sprachkenntnisse stützen, gekommen ist. "Sie [die *mainstream*-Ökonomen] vermögen vielleicht die Sprache nicht zu sprechen, aber die Qualität ihrer Forschungen ist sehr hoch. Auf der anderen Seite ist eine zunehmende Zahl von Japanologen, die über Sprachkenntnisse verfügen, dazu gezwungen, sich auf enge Forschungsgebiete zu beschränken, wo Sprachkenntnisse immer noch einen Unterschied machen (einige haben ihren Interessenschwerpunkt sogar auf Korea oder China verlegt)."<sup>10</sup> Ich weiß nicht genügend über Japanologen, die sich mit der Wirtschaft auseinandersetzen, als daß ich seine Aussage beurteilen könnte. Aber für die Japanforschung insgesamt würde ich sagen, daß er nicht recht hat. Meinem Gefühl nach gibt es immer noch nicht viele ernstzunehmende Studien über Japan von Akademikern, die der japanischen Sprache nicht mächtig sind. Er wirft den "ausländischen Wissenschaftlern, die sich auf die Japanforschung spezialisieren", wie er die Japanologen bezeichnet, vor, überwiegend die Ansicht zu vertreten, daß "die japanische Wirtschaft (und Gesellschaft) nicht mit den Standardmethoden analysiert werden kann, die auch für die amerikanische oder französische Wirtschaft angewandt werden." Doch van Wolferen behauptet das genaue Gegenteil: "Vor allem in der akademischen Literatur werden wir oft davor gewarnt, Japan als Sonderfall zu betrachten. Und es ist selbstverständlich richtig, zu betonen, daß die Japaner Menschen sind, und zu zeigen, daß sie allgemein menschliche Verhaltensweisen teilen; der intellektuelle Wunsch, Japan ganzheitlicher in die Welt einzubinden ist als solcher sehr lobenswert. Doch in ihrem missionarischen Eifer gehen manche Westler unzulässigerweise so weit, nur die Ähnlichkeiten hervorstreichend und diejenigen Gewohnheiten und

---

<sup>10</sup> Giorgio Brunello: "Academic reflections", *Look Japan* 401 (August 1989), 22.

Institutionen zu ignorieren, die sich - wie sehr und wie konsistent man dies auch versucht - nicht in westliche Erfahrungsmuster hineinpressen lassen.

Bei der vergleichenden Untersuchung von Völkern steht man vor der alten Entscheidung, lieber die Gleichartigkeit oder die Verschiedenheit betonen zu sollen. Im Falle Japans führte das zu großen Diskrepanzen in den Einschätzungen informierter Kommentatoren ...<sup>11</sup> Was wir aus den Bemerkungen Brunellos und van Wolferens schließen können, ist, daß die Entscheidung dafür, ob wir unser Forschungsobjekt Japan mit all seinen Manifestationen von einer eurozentrischen oder japanozentrischen Perspektive, ob wir die Japaner als einzigartig und verschieden vom Rest der Menschheit oder als die gleichen menschlichen Wesen wie den Rest der Menschheit behandeln, nicht mehr länger eine Frage der persönlichen Vorlieben und Forschungsstrategien bleibt, sondern eine sehr politische Handlung darstellt, die von Repräsentanten verschiedener Ansichten in bezug auf Japan mißbraucht werden kann. Ähnliches kann auch über die Wahl unseres Forschungsobjektes und sogar über Übersetzungen aus dem Japanischen gesagt werden, wie das kürzlich von Andrew Gerstle beschrieben wurde<sup>12</sup>. Das einzige, was wir in dieser Situation tun können, ist, die Dinge klarzustellen: also das zu sagen, was wir wirklich zu sagen beabsichtigen, unsere wahren Motive für das Schreiben offenzulegen, sodaß es schwieriger wird, uns für andere Zwecke zu mißbrauchen oder uns falsch zu interpretieren.

#### PROBLEME IN DER LEHRE

Obwohl die Forschung von vielen Wissenschaftlern als ihre Hauptaufgabe betrachtet wird, ist die Unterweisung der Studierenden ein mindestens ebenso vornehmes Unterfangen wie das Forschen, und im Hinblick auf den gesellschaftlichen Einfluß durch den Schneeball-

---

<sup>11</sup> Van Wolferen: *The Enigma of Japanese Power*, 14-15.

<sup>12</sup> Andrew C. Gerstle: "Appropriating Japan", *The Times Higher Education Supplement*, 1. September 1989, 11.

effekt kann Unterrichten sogar wichtiger sein als die Forschung. Für unsere akademischen Vorfahren ist dies selbstverständlich schwer zu beweisen, da sie zumeist nur wenige Schüler, also nur ein begrenztes Publikum hatten, das sie beeinflussen konnten. Wieder möchte ich meine Anmerkungen mit einer provokanten Behauptung über die Situation der Lehre in der Japanforschung an den meisten unserer Universitäten beginnen:

**WIR FAHREN UNSERE STUDENTEN IN EINER MOTORISIERTEN *JINRIKISHA* ZUM *SIGHTSEEING* IM SCHÖNEN JAPAN UMHHER.**

Was ich damit sagen will, ist folgendes: Mit "in einer motorisierten *jinrikisha* herumfahren" möchte ich unsere Unterrichtsmittel symbolisch beschreiben, und mit "*sightseeing* im schönen Japan" beziehe ich mich auf den Inhalt eines großen Teils unseres Unterrichts.

Als ich im Jahre 1963 begann, Japanologie zu studieren, hielt mein Lehrer, Professor Alexander Slawik, zwei Vorlesungen ab, die ich in meinem ersten Semester an der Universität ohne irgendwelche Kenntnisse des Japanischen oder des Chinesischen besuchte. Die eine war über frühe chinesische Japanberichte und mein Professor betrat das Klassenzimmer, ging zur Tafel und schrieb darauf etwa 20 Chinesische Schriftzeichen aus dem *Gishi Wa-jin den*. Die zwei folgenden Stunden wurden für die Dechiffrierung und Übersetzung dieser Schriftzeichen verwendet, unterbrochen von Kommentaren des Professors zu verschiedenen Hypothesen über die frühe japanische Geschichte. Die andere Vorlesung handelte von einem japanischen Forscher, der im 19. Jahrhundert die Nordinsel Hokkaidō durchstreift hatte, doch es wurde keinerlei systematische Einführung in den Gegenstand gegeben; wir Studierende wurden dazu aufgefordert, den Text von Matsuura Takeshirō, der hauptsächlich aus in *katakana* geschriebenen Ainu-Namen bestand, zu lesen. Im Unterricht mußten wir dann die *katakana*-Namen der Ainu von Flüssen, Hügeln und Bergen mit den heutigen Namen auf einer großen Landkarte vergleichen. An dieser Vorlesung nahmen drei oder vier Studierende teil. Ich war der einzige

Anfänger und verstand natürlich überhaupt kein Wort. Ich muß damals wirklich den *ganbaru seishin* eines japanischen Daruma an den Tag gelegt haben, um in dieser Klasse zu bleiben, in der die Studierenden, bildlich gesprochen, vom Stock ihres Zenmeisters zur Erleuchtung geschlagen wurden. Ich wurde nicht in einer *jinrikisha* herumgefahren, schon gar nicht in einer motorisierten. Ich wurde auch nicht zum *sightseeing* ins schöne Japan geschickt. Stattdessen fühlte ich mich wie in einer japanischen Hölle voll von *katakana*-Dämonen und *kanji*-Teufeln. Glücklicherweise gab es auch eine Lehrveranstaltung für modernes Japanisch, die von einem japanischen Lektor geleitet wurde. Dort lernte ich mit der Zeit, *katakana* zu schreiben und zu lesen sowie ein Schriftzeichenlexikon zu verwenden. Mit Hilfe meiner fortgeschrittenen Kollegen gelang es mir mit der Zeit herauszufinden, daß die zwei Vorlesungen den Forschungsschwerpunkt meines verehrten Professors darstellten. Ich hörte von einigen anderen Kollegen über ähnliche Erfahrungen, aber ich bin nicht sicher, ob diese Sprung-ins-kalte-Wasser-Methode als repräsentativ für so exotische Studien, wie es die Japanologie in den sechziger Jahren noch war, gelten kann.

An der Wiener Universität änderte sich der Japanologie-Unterricht langsam mit dem Wandel des internationalen Rufes Japans und der zunehmenden Zahl an Studierenden. Es wurden neue und mehr Lehrende bestellt und 1977 trat der erste systematische Studienplan der Japanologie in Kraft. Ebenso wie in der Mittel- oder Oberschule müssen die Studierenden nun eine festgesetzte Anzahl von Pflichtlehrveranstaltungen im modernen und klassischen Japanisch, Einführungslehrveranstaltungen, weiterführenden Vorlesungen und Seminaren besuchen, bevor sie ihre Diplomarbeit schreiben und graduieren können. Ich glaube, daß dies für die meisten europäischen Universitäten gilt, die Japanologie oder Japan-Studien als Diplomstudium anbieten.

Das Problem liegt darin, was wir unseren Studenten beibringen und wie wir dies tun sollen. Obzwar es weitaus schwieriger ist, zuverlässige Informationen über die Unterrichtssituation zu erhalten als über die Forschung, deren Endziel ja ist, publiziert und bekannt gemacht zu werden, denke ich dennoch, daß bestimmte Tendenzen festgestellt werden können. Im Vergleich zu früher unterrichteten heute praktisch alle Japanzentren an den Universitäten modernes Japanisch und nicht

mehr nur klassisches Japanisch wie es beispielsweise an vielen deutschen Universitäten in den sechziger Jahren noch üblich war. Doch es sieht so aus, als wäre der Sprachunterricht weit hinter dem zurück, was die letzten Entwicklungen in der Unterrichtsdidaktik bei anderen Fremdsprachen sind. Das kommt möglicherweise daher, daß Japanisch nicht wie Englisch, Französisch oder Deutsch an den höheren Schulen unterrichtet wird. Unsere Lehrer beziehen ihre didaktischen Methoden normalerweise von japanischen Institutionen. Diese Methoden sind ziemlich veraltet und halten am strukturellen Zugang der AV-Methoden aus dem Zweiten Weltkrieg fest, während sie die kommunikative Methode vollkommen vernachlässigen, genauso wie das in Japan getan wird, und Japan kann gewiß nicht als ein strahlendes Beispiel für erfolgreiche Sprachausbildung gelten. Ich glaube, daß das für die Schwierigkeiten verantwortlich gemacht werden kann, mit denen viele unserer Studierenden konfrontiert sind, wenn sie die japanische Sprache in der Praxis frei anwenden wollen.<sup>13</sup>

Das andere Problem in der Lehre liegt darin, daß wir zu viele verschiedene Dinge nur oberflächlich unterrichten, anstatt ein ausgesuchtes Gebiet gründlich zu behandeln. Wir produzieren immer noch hauptsächlich Generalisten wie die japanischen Firmen, und wir führen sie im ganzen schönen Japan herum. Natürlich ist eine gute Allgemeinbildung über Japan nichts Schlechtes, doch durch immer neue Informationen über dieses Land und seine Kultur wird dieses Unterfangen mit jedem Tag schwieriger. Wäre es nicht klüger, mehr Einschränkungen vorzunehmen und nur wenige allgemein gehaltene Lehrveranstaltungen anzubieten und statt dessen die Betonung auf ein Spezialgebiet und eine methodische Arbeitsweise zu legen?

Eine weitere zur Diskussion stehende Frage betrifft die Erwartungen, die die Gesellschaft, unsere Studierenden und wir selbst an die

---

<sup>13</sup> Nach der Abfassung dieses Referats stieß ich auf den Aufsatz von Kirsten Refsing: "Japanology, Japanese studies and the teaching of Japanese", *Japan Forum* 4/2 (1992), 345-352, der eine gute Diskussion unserer wichtigsten Probleme beim Unterricht der japanischen Sprache enthält.

Japanologie richten. Ich habe das Gefühl, daß die meisten von uns Lehrern am liebsten weiterhin *sightseeing* machen würden, doch viele unserer Studenten wollen etwas über die Wirklichkeit des Geschäftslebens hören und die japanische Wirtschaftssprache lernen. Das ist der Grund für ihr Studium, und nicht schöne Holzschnitte oder der Ausdruck von *mono no aware* in der Literatur des 10. Jahrhunderts. Ich habe den Eindruck, daß wir bis dato erbärmlich daran gescheitert sind, für unsere Studierenden neue Berufsprofile zu entwerfen und die Studienpläne danach zu auszurichten. Die meisten unserer Studierenden wollen Wirtschaftstreibende werden, und unsere Gesellschaft erwartet von uns, daß wir ihnen dabei helfen. Immer noch werden japanbezogene Institutionen mit dem Zweck, über das moderne Japan zu lehren, eingerichtet. Doch selbst wenn wir über das moderne Japan lehren - wobei modern für uns oft alles seit der Meiji-Zeit inkludiert, also bereits eineinviertel Jahrhunderte andauert - , bringen wir unseren Studierenden oft nicht das bei, was sie in der Praxis umsetzen können. Vielleicht wird noch eine weitere Generation von Lehrenden in der Japanforschung abtreten, ehe die Studenten möglicherweise im Shin-kansen zu den japanischen Firmen gefahren werden werden.

#### ZUSAMMENFASSUNG

Meine Bemerkungen zur Situation der ausländischen Japanforscher mögen trivial klingen. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich keine neuen Erkenntnisse der Wissenssoziologie über unsere Disziplin aufgelistet, sondern nur einige Probleme beschrieben habe, die mir bei meiner täglichen Arbeit aufgefallen sind und auf die es mir schwerfällt, sinnvolle Antworten zu finden. In einer Zeit relativen Überflusses verglichen mit anderen Studienrichtungen möchte ich unsere Probleme nicht überbetonen, doch andererseits bin ich etwas besorgt darüber, daß wir gerade wegen unserer relativ günstigen Situation immer weiter neuen Geldquellen nachjagen und die Lösungen für die Probleme, denen wir gegenüberstehen, vernachlässigen.

Wir können nie sicher sein, wie lange dieser Überfluß noch andauern wird. Meiner Meinung nach besteht eines unserer größten Probleme in den unterschiedlichen Erwartungen von japanischer Seite

und  
Lan  
moc  
wie  
Uni  
dier  
japa  
nich  
sche  
ents  
ell  
orz  
hen.  
zier  
inter  
Wira  
mod  
te u  
dara  
uns  
ten l  
wog  
liche

Entv  
Disz  
dieu  
ite  
sen,  
unse  
weite  
oder

kamp

und der für die Universitäten verantwortlichen Politiker in unserem Land. Während letztere offensichtlich Forschung und Lehre über das moderne Japan, seine Wirtschaft, Politik und Gesellschaft bevorzugen, wie aus Vorschlägen für die Errichtung neuer Japanzentren an den Universitäten ersichtlich ist, scheint die Japan Foundation eher Stipendien und Forschungsfinanzierungen für Forschungen über Aspekte der japanischen Kultur, Sprache und Literatur zu vergeben. Wir können nicht länger *allround*-Wissenschaftler sein, die alles über Japan zu forschen und zu lehren vermögen, und es scheint so, als müßten wir uns entscheiden und die eine oder die andere Seite enttäuschen. Es wird vielleicht notwendig werden, in unserer Disziplin klare Einteilungen vorzunehmen und diesen in unseren Studienplänen Ausdruck zu verleihen. Mir erscheint es unmöglich, weiterhin junge Forscher zu produzieren, die sich vornehmlich für Teilaspekte der japanischen Kultur interessieren, während unsere Ministerien Experten für japanische Wirtschaft erwarten. Doch andererseits sollten wir auch nicht alle zur modernen Japanwissenschaft überlaufen, und die japanische Geschichte und traditionelle Kultur vernachlässigen. Wir sollten nicht so sehr darauf schauen, woher wir unser Geld bekommen können, sondern uns bemühen, hervorragende junge Wissenschaftler auf beiden Gebieten heranzubilden. Für die weitere gesunde Entwicklung einer ausgewogenen Japanforschung brauchen wir aber natürlich die kontinuierliche Unterstützung beider Seiten.

Ich möchte noch einmal betonen, daß wir für eine gesunde Entwicklung uns zunächst darauf konzentrieren müssen, unsere eigene Disziplin zu untersuchen. Wir brauchen so etwas wie Pierre Bourdieu's *Homo academicus*<sup>14</sup> für die Japanforschung, eine sorgfältige Untersuchung des *homo Japonologicus*. Nur wenn wir wirklich wissen, was vor sich geht, wenn wir wissen, wie viele Ressourcen in unsere Disziplin strömen und wie wir diese verwenden, ob sie auf weite Sicht etwas zum Ruhm unserer Disziplin als Ganzes beitragen oder lediglich zur persönlichen Ehre eines einzelnen Forschers oder,

---

<sup>14</sup> Pierre Bourdieu: *Homo academicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1992 (=stw 1002).



noch schlimmer, nur zur Stärkung des Rufes der Institution, aus der sie kommen, - nur wenn wir diese Fragen beantworten können, werden wir dazu imstande sein, unsere eigenen unabhängigen politischen Entscheidungen für die Disziplin der Japanforschung zu fällen.

## **14. Sitzung**

Michael Kinski, "Perspektiven der Japanologie", in: Grundriß der Japanologie, a.a.O., 603-628

# Grundriß der Japanologie

Herausgegeben von  
Klaus Kracht und Markus Rüttermann



2001

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

## Perspektiven der Japanologie

Michael Kinski

Einer Einführung in die Japanologie einen Ausblick auf ihre zukünftige Entwicklung folgen zu lassen mag verwegen anmuten. Hier die Erkenntnisse vergangener Forschergenerationen, hinter die zurückzugehen nicht mehr möglich sein wird, dort eine subjektive Einschätzung, die nur allzu bald schon vom Gang der Ereignisse überholt werden wird. Trotz dieses ephemeren Charakters mag dem Leser indes dieser Ausblick als Momentaufnahme nützlich sein, um die Selbstverständnisse seines Faches zu einem bestimmten Zeitpunkt nachzuvollziehen und die tatsächliche Entwicklung der Japanologie an dem zu messen, was an der Jahrtausendwende erhofft bzw. in Ansätzen vorausgesehen werden konnte. Dieser Ausblick will daher keineswegs das Soll der zukünftigen Entfaltung des Faches festlegen, sondern lediglich Perspektiven in fragender Form anklingen lassen.

### *1. Ausgangslage*

Als Olof Lidin 1991 über die "Zukunft der Japanforschung in Europa" schrieb, hob er zwei Momente hervor: zum einen die Gründung regionaler und überregionaler Zusammenschlüsse unter japaninteressierten Forschern als Beitrag, die nationalen Grenzen der japanbezogenen Forschung zu überwinden (z.B. die European Association for Japanese Studies, kurz EAJS), ...

Harumi Befu betont, wie stark sich in den amerikanischen Japanstudien "nationalistische" Grenzen bemerkbar machen. Während in japanbezogenen Studien in den Vereinigten Staaten Artikel aus wenig bekannten amerikanischen Zeitschriften oder gar unveröffentlichte Aufsätze zitiert würden, finde Material aus der Feder von "Nicht-Amerikanern" – sofern

nicht in Englisch publiziert – kaum Beachtung.<sup>1</sup> Während in Europa Vereinigungen Gelehrter eines gemeinsamen Sprachgebiets oder auf gesamt-europäischer Ebene einen Gedankenaustausch über Grenzen hinweg ermöglichen, gebe es in Nordamerika keine vergleichbare Vereinigung.<sup>2</sup>

... zum anderen, auf der nationalen Ebene, den Vorbildcharakter Deutschlands.<sup>3</sup> Die für Japanforschung günstigen Bedingungen dort machte er daran fest, daß (1) die Universitätsetats in diesem Land im Unterschied zu anderen noch nicht durch Kürzungen bedroht seien und daß (2) die Akzeptanz der Universitäten und ihrer Arbeit in der Öffentlichkeit größer sei als anderswo.<sup>4</sup>

Zehn Jahre später dürften beide Seiten dieser positiven Einschätzung der Gegebenheiten, unter denen Japanologie in Deutschland betrieben wird, nicht ohne Abstriche haltbar sein. Engpässe im Finanzhaushalt der Universitäten – bedingt durch ein überproportionales Ansteigen der festen Ausgaben für Pensionszahlungen etc. – und Umstrukturierungen haben und werden auch weiterhin an den japanologischen Instituten Spuren hinterlassen, wenngleich auch im vergangenen Jahrzehnt ein bemerkenswerter Ausbau der Japanstudien festzustellen ist.

## 2. Begriffsbestimmung

Mit der gesamtuniversitären Lage mag es zusammenhängen, daß sich während der letzten Dekade eine Diskussion um die Begriffsbestimmung von "Japanologie" und die Wesensbestimmung japanbezogener Forschung verstärkt hat. Diese Diskussion hat zunächst fachimmanente Gründe, die methodologischen Überlegungen entnommen wurden.

- 
- 1 BEFU Harumi: "Amerika ni okeru Nihon kenkyū no tokushitsu" アメリカにおける日本研究の特質 (Charakteristika der Japanforschung in Amerika), in: UMEHARA Takeshi 梅原猛 (Hg.): *Nihon to wa nan na no ka. Kokusai ka no tadanaka de* 日本とは何なのか. 国際化のただなかで ("Japan – Was ist das? Mittendrin in der Internationalisierung"). NHK bukkusu 600, Nihon Hōsō Shuppan Kyōkai 1989: 38–39.
  - 2 Ebenda: 39–40.
  - 3 Orofu G. RIDIN (Olof G. LIDIN): "Yōroppa ni okeru Nihon kenkyū no shōrai" ヨーロッパにおける日本研究の将来 ("Die Zukunft der Japanforschung in Europa"), in: UMEHARA 1989: 46–65.
  - 4 Ebenda: 59.

Ein Auslöser für die Intensität, mit der die Diskussion während des letzten Jahrzehnts geführt wurde, mag die Veröffentlichung *Japanologie an deutschsprachigen Universitäten* gewesen sein.<sup>5</sup> Klaus Kracht hatte darin versucht, zwischen den verschiedenen Genres der Rede über Japan – *Japan-Kunde* als "Gesamtheit der Informationen über Japan", *Japan-Studien* als die "Japan betreffende akademische Forschung und Lehre", *Japanologie* als "Name eines Studienfachs und einer ihm als Grundlage dienenden Disziplin der Japan-Studien" – unterschieden und eine Konstellation von Merkmalen beschrieben, die Japanologie im engeren ausmachen.<sup>6</sup> Wiewohl Kracht selbst zu bedenken gab, daß die von ihm "genannten definitiven Zugriffe auf die *Disziplin*" "nicht alle in gleicher Weise als Meßblatten an das Fach in seiner heutigen Form gelegt werden [können], um ihm und seinen Vertretern, einschließlich des Verfassers, zu bescheinigen, daß sie, da nicht deckungsgleich mit diesen Vorstellungen operierend, nicht 'Japanologe' genannt werden dürften", wurde er (1) dahingehend mißverstanden, als müßten alle Japanologen in gleichem Umfang die Merkmale japanologischer Forschung erfüllen, (2) dafür kritisiert, Japanologie als eine Disziplin *sui generis* begriffen zu haben.

Doch ist es nicht von der Hand zu weisen, daß diese Diskussion leicht instrumentalisiert werden kann, wenn sie gegenüber der Öffentlichkeit in Zusammenhang mit der Frage der Verantwortlichkeit von Forschung, ihrer Verwertbarkeit und Rentabilität gebracht wird. Bislang noch ist das Bemühen festzustellen, seit langem bestehende Lehrstühle im Sinn ihres überkommenen Auftrags zu besetzen. Trotzdem ist ein Wandel in der Erwartungshaltung der öffentlichen Geldgeber an den Nutzen japanbezogener Forschung und damit in der Bewertung der universitären Arbeit in der Öffentlichkeit zu beobachten. Er läßt sich ablesen an der Definition neu eingerichteter Lehrstühle mit Japan-Bezug – eine Konzentration auf das "moderne" Japan unter sozial-, politik- und wirtschaftswissenschaftlichen Ansätzen ist auffällig. Hier tritt unmißverständlich der Anspruch zu Tage, daß Institutionen der Japanforschung neben genuiner Forschungsarbeit eine beratende Funktion für Politik und Wirtschaft wahrnehmen bzw. ihre Ergebnisse in einen gesellschaftlichen Dienst gestellt werden sollten. Eine vergleichbare Erwartung wird – wenn schon nicht immer explizit formuliert – auch gegenüber den älteren japanologischen Lehrstühlen gehegt.<sup>8</sup>

<sup>5</sup> Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1990.

<sup>6</sup> Ebenda: 8.

<sup>7</sup> Ebenda: 12.

<sup>8</sup> Vgl. z.B. Hanns W. MAULL unter Mitarbeit von Volker FUHRT (Hg.): *Japan und Europa*.

Parallel zu dieser Entwicklung in der öffentlichen Wahrnehmung von Japanforschung und einhergehend mit der zunehmenden Einschätzung Japans als ein politisch und wirtschaftlich wichtiger Faktor nahm in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Japan eine Richtung Gestalt an, die den Anspruch vertrat, sich unter einem sozialwissenschaftlichen Ansatz Japan zu widmen – darunter auch dem “modernen”, wirtschaftlich und politisch relevanten Japan der unmittelbaren Vergangenheit und der Gegenwart –, und die sich von einem “älteren”, hauptsächlich “philologisch” dem “historischen” Japan zugewandten Forschungsansatz abzusetzen versuchte. Inwieweit sich diese Ausformung wissenschaftsimmanenten Momenten verdankte, oder inwieweit die Wahrnehmung Japans als wirtschaftspolitischer Faktor und die damit einhergehende veränderte Erwartungshaltung an die institutionalisierten Japanstudien eine Rolle bei der Wahl des wissenschaftlichen Standpunkts spielte, kann mangels empirischer Daten nicht erörtert werden. Vielmehr gilt es festzuhalten, daß diese Strategien in der Positionsbestimmung japanbezogener Forschung legitim sind und nur das nachholten, was in der nordamerikanischen Wissenschaft längst vollzogen worden war. Problematisch wird diese Ausdifferenzierung innerhalb des Fachs erst in dem Moment, wo sie zum Anlaß polemischer Gegenüberstellungen genommen wird, die (1) den Blick auf gemeinsame Grundlagen der unterschiedlichen Richtungen versperren, (2) Entwicklungen innerhalb des Ansatzes der als Gegner wahrgenommenen Richtung nicht zur Kenntnis nehmen, (3) den Blick für den Einbezug des eigenen Fachbereichs in den größeren Bezugsrahmen epistemologischer Trends verstellen, (4) den nur heuristischen Wert einer jeden Methode hypostasieren. Die Zukunft der Japanologie als akademisches Fach wird davon abhängen, inwieweit es ihr gelingt, auf der Basis eines soliden Minimalkonsenses eine breite Anzahl verschiedener Zugangsmöglichkeiten zuzulassen.

Hilfreich könnte die von Wolfgang Schamoni gegebene Charakterisierung sein: Bei der Frage nach einer Definition von “Japanologie” muß zwischen “Disziplin” – gekennzeichnet durch einen intrinsischen wissenschaftlichen Gegenstand wie Literatur oder Gesellschaft und eine rigide Auswahl von Methoden, die auf den Gegenstand angewandt werden – und “Fach” – durch eine Verquickung kontingenter Zufälle und aktueller Bedürfnisse entstanden – unterschieden und der Charakter der “Japanologie” als Fach wahrgenommen werden. “Japan” sei kein wissenschaftlicher sondern ein Erfahrungsgegenstand, anhand dessen sich unterschiedliche wissenschaftliche Gegenstände gebildet haben, auf die japanologische Forschung Zugriff

nehme. Während so innerhalb der Japanologie unterschiedliche Ansatzpunkte denkbar seien, die sich den methodischen Ansätzen verschiedener Disziplinen verdanken, liege der Berührungspunkt der jeweiligen Herangehensweisen in der Beschäftigung mit Japan im Moment der japanischen Sprache in ihren schriftlich fixierten Formen. Japanologische Forschung trage daher immer den Charakter einer Textwissenschaft – wenngleich das Medium Text nicht für alle auf Japan bezogenen Disziplinen gleichermaßen einen ausschließlichen Stellenwert besitzt, sondern mit anderen Methoden der Datenerhebung verbunden sein kann. Diese Beschreibung schließt ein, daß japanologische Forschung sich mit Japan in der vollen Bandbreite seiner Erscheinungsformen über alle Regionen und Epochen hinweg beschäftigt und sich dabei auf die Kenntnis der historischen wie gegenwärtigen Sprach- und Schriftformen gründet. Gleichzeitig impliziert diese Charakterisierung, daß es keine spezifische Methodik gibt, die japanologische Forschung in allen Aspekten begründen könnte. Dem Verzicht auf diesen Umfassendheitsanspruch entspricht, daß Schamoni die Schwierigkeit der Integration japanologischer Forschungsergebnisse in den unterschiedlichen Segmenten betonte.

Die gegenwärtig gängigen Etikettierungen, sei es im deutschen Sprachgebiet, sei es im englischsprachigen Raum ("Japanology", "Japanese studies", "problem-oriented studies") ...

"Japanology" bezeichnet die "philologisch orientierte" Japanforschung wie sie nach allgemeinem Verständnis schwerpunktmäßig in Europa betrieben wird.<sup>9</sup> Jiří Neustupný hält für diesen Forschungstyp fest, daß er keine eigentliche Methode und auch keine spezifische Theorie besitze. Im Unterschied dazu verdankten sich die "Japanese studies" einer "amerikanischen" Herangehensweise. Bezeichnend für diesen Typ sei die Verbindung mit anderen Disziplinen, aus deren Problembewußtsein und methodischer Orientierung heraus Fragen formuliert und an japanische Kontexte herangetragen werden (die "sozialwissenschaftliche" Japanologie in Deutschland läßt sich in diesen Zusammenhang einordnen). Als drittem und erst seit kurzer Zeit wahrnehmbarem Typ spricht Neustupný von "contemporary paradigm". Bei diesem Forschungsansatz geht es um spezielle Themen (z.B. "Obdachlosigkeit" oder "Altersversorgung"), die mit-

<sup>9</sup> Vgl. Jiří NEUSTUPNÝ: "On paradigms in the study of Japan", in: Yoshio SUGIMOTO and Ross MOUER (Hg.): *Japanese Society. Reappraisals and new directions. Social Analysis* 5/6, 1980: 20-28. Ders.: "Japanology and beyond", in: *Japan Foundation Newsletter* XXI/1 (1993): 9-12. SONODA Hidehiro: "Japanese Studies in the world today", in: *Japan Foundation Newsletter* XXI/1: 8-10.



unter von außerhalb der universitären Forschung an diese herangetragen werden. In seiner Einschätzung des "problemorientierten" Ansatzes als geradezu "paradigmatisch" für die japanbezogene Forschung hebt Neustupný hervor, daß er es erlaube, die methodologischen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich durch den disziplingebundenen Ansatz der "Japanese studies" (bzw. "sozialwissenschaftlichen" Japanologie) ergeben hätten: d.h. die Schwierigkeit, Forschungsthemen gerecht zu werden, die sich über die Grenzen einer einzigen Disziplin (z.B. Politikwissenschaft) hinaus erstrecken. Durch die Fokussierung auf punktuelle, in sich abgeschlossene Probleme werde ein variabler disziplinübergreifender Zugang möglich. Neustupný hält die Zeit der "alten" Japanologie "europäischen" Stils für abgelaufen und sieht das nahe Ende des disziplingebundenen Ansatzes der "Japanese studies" voraus. Befu warnt hingegen davor, aus dem früheren Auftreten auf ein früheres Verschwinden zu schließen. Weder die auf Texte ausgerichtete "Japanologie" noch die disziplingebundenen "Japanese studies" seien "theoretisch, methodologisch oder epistemologisch" am Ende. Er sieht eine Parallelentwicklung der drei Typen voraus.<sup>10</sup>

... dürften über kurz oder lang außer Gebrauch geraten oder ihre momentanen Bedeutungskonnotationen verlieren, da sie sich zu sehr einer Abhängigkeit vom "Aufstieg" des sozialwissenschaftlich / wirtschaftswissenschaftlichen bzw. disziplinorientierten Ansatzes verdanken. Zwar vermittelt die Japanologie den Eindruck, daß sie akademische Trendercheinungen erst mit einiger Verspätung in ihre eigenen Ansätze aufnimmt, doch wird es ihr nicht entgehen, daß die Sozialwissenschaften gewissermaßen ihre Leitfunktion eingebüßt haben. Vielleicht wird es dann auch in japanologischen Forschungseinrichtungen einen *cultural turn* auf breiter Linie geben (kulturwissenschaftliche Herangehensweisen sind durch die Vergangenheit der Japanstudien vorbereitet und werden auch in der Gegenwart an nicht wenigen Orten praktiziert). Gelingt es der Japanologie stärker als bisher, sich der Diskussion der Themen anzuschließen, die in den Methodenfächern erörtert werden, wird sie auch eher in der Lage sein, den gesellschaftlichen Aufgaben, die Forschung wahrzunehmen hat, gerecht zu werden.

10 Harumi BEFU: "Japan as Other. Merits and Demerits of Overseas Japanese Studies", in: Josef KREINER (Hg.): *Japan in Global Context. Papers presented on Occasion of the Fifth Anniversary of the German Institute for Japanese Studies*. Tokyo, München: iudicium verlag 1994: 37.

Mit diesen Bemerkungen sind die Überlegungen zur methodischen Entwicklung der Japanologie nicht erschöpft. Sie sollen hier trotzdem auf dieses Niveau eingeschränkt werden, als sie abhängig sind von Vorgängen in und Vorgaben aus dem politisch-institutionellen (welt- wie bildungspolitischen) und technologischen Rahmen, innerhalb dessen Japanforschung angesiedelt ist.

### *3. Lehre als Brücke zwischen den Zeiten*

Studenten der Japanologie entscheiden sich für ihr Fach aus einer Vielzahl von Beweggründen. Pragmatische berufliche Erwägungen spielen heute ebenso eine Rolle wie das mehr oder weniger bestimmte Interesse an einem fremden Land. In fast allen Fällen aber treffen die Studenten ihre Wahl ohne genauere Kenntnis dessen, was sie erwartet. Dem entspricht die weitere Beobachtung, daß es vielen Kommilitonen nur um das praktische Erlernen der Sprache geht und daß sie überrascht sind, wenn von ihnen Interesse für eines der wissenschaftlichen Segmente innerhalb der Japanologie erwartet wird.<sup>11</sup>

Immerhin hat die japanologische Lehrpraxis, wiewohl sie es als ihre Aufgabe betrachtet, wissenschaftliches Interesse zu wecken, der studentischen Erwartungshaltung Rechnung getragen und die Qualität der Sprachausbildung in den vergangenen zwei Jahrzehnten merklich verbessert. Doch sind die Verbesserungsmöglichkeiten keinesfalls ausgeschöpft. Das läßt sich leicht daran festmachen, daß den meisten Absolventen der Japanologie auch nach einem mehrjährigen Japanologiestudium die Befähigung fehlt, sich auf Japanisch idiomatisch versiert – geschweige denn in der Fachsprache ihres Spezialisierungsgebiets – zu unterhalten, Fachvorträgen, Unterrichtsveranstaltungen, Fernsehsendungen mit annähernd vollständigem Verständnis zu folgen bzw. Fachliteratur / Belletristik / Zeitungen so flüssig zu lesen, daß tatsächlich von Lesen und nicht einem mühsamen Übersetzungsvorgang gesprochen werden kann. Technische und institutionelle Entwicklungen könnten in den nächsten Jahren die Möglichkeit bieten, weitere Fortschritte auf dem Gebiet der aktiven und passiven Sprachbeherrschung zu erzielen.

---

<sup>11</sup> KRACHT 1990: 50.

Eine mögliche Reaktion auf den Ausbildungszustand vieler Absolventen der Japanologie könnte die Entwicklung einheitlicher Aufnahmekriterien sein, nach denen nur Anfänger zugelassen werden, die von vornherein ein erfolgreiches Studium erwarten lassen. Die Einführung eines Numerus clausus dürfte nur eine Notlösung sein, da er lediglich zu einer mechanischen Begrenzung der Aufnahmezahlen führt, nicht aber die Auswahl solcher Studenten sicherstellt, die Qualitäten erkennen lassen, die den Anforderungen des Fachs genügen. In diesem Zusammenhang könnte die Förderung des Japanischunterrichts an Schulen und des Schüleraustauschs mit Japan dem Fach ein wichtiges Rekrutierungsfeld sichern. Eine im Zusammenhang mit der europäischen Integration eintretende Konkurrenz unter den Universitäten um den qualifiziertesten Nachwuchs sowie schärfer konturierte Kriterien des Universitäts-Rankings werden wohl dazu führen, daß die "besten" Studenten ohnehin zu den "besten" Universitäten gehen. In einem vereinten Europa werden die deutschen Universitäten sich weniger als bisher der Evaluation von Forschung und Lehre entziehen können.

1. Die inländische Sprachdidaktik dürfte weiterhin von der Diskussion über Lehrmethoden profitieren ebenso wie von der Anstellung sprachdidaktisch geschulter Lehrkräfte. Angesichts der großen Zahl der in Japan für den Unterricht in "Japanisch als Fremdsprache" ausgebildeten japanischen Sprachlehrer gehört der Lektor, der in Deutschland eine Tätigkeit im Japanischlehrbetrieb als Ausweichmöglichkeit aufnimmt, um germanistischen, philosophischen usw. Studien nachzugehen, vielleicht bald der Vergangenheit an. Mit Hilfe des didaktisch besser geschulten Personals könnte die Entwicklung einer Datenbank, die einen Überblick über das auf dem Markt zahlreich vorhandene Lehrmaterial für den Sprachunterricht gibt, sowie von professionell erstelltem, sich speziell an den Bedürfnissen der deutschen, englischen, französischen usw. Lernenden orientierendem Unterrichtsmaterial möglich werden.
2. Der verstärkte Einsatz technischer Hilfsmittel bietet ein unterstützendes Moment bei den Bemühungen um eine qualitative Verbesserung des Sprachunterrichts. Dazu müßte gewährleistet sein, daß alle japanologischen Einrichtungen über Zugang zu einem audiovisuellen Sprachlabor verfügen, das in das Kurrikulum der Sprachausbildung einbezogen wird. Die Möglichkeiten des computergestützten Sprachunterrichts könnten in den kommenden Jahren ebenfalls ausgeschöpft werden. Mit dem Sprachmaterial, das von Seikō-Epson bzw. der Staatlichen Universität Tsukuba bereits zu Beginn der 90er Jahre entwickelt wurde, steht ein umfangreiches Lehrwerk zur Verfügung, das durch Erfahrungen in der Anwendung an möglichst vielen Einrichtungen qualitativ aufgebessert und preisgünstiger gestaltet werden könnte. Daneben werden eine ganze Reihe weniger aufwendiger Computerprogramme angebo-

ten, die sowohl in der Unterrichtssituation wie auch im autodidaktischen Training angewendet werden könnten. Der zunehmende Umgang mit ihnen wird in der Zukunft einen Erfahrungsschatz im Umgang mit computergestütztem Sprachunterricht liefern, der die Entwicklung von Lernsoftware vorantreiben wird.

3. Ein institutionelles Mittel zur Verbesserung des Sprachunterrichts ist die Einführung sprachlicher Propädeutika, wie es sie in den Berliner Japanologien gibt, oder die Intensivierung des Sprachunterrichts im ersten Grundstudiumsjahr wie in Tübingen. Ob alle japanologischen Seminare diesen Schritt tun werden ist nicht vorhersehbar, da auch die Alternative der Verlagerung eines Teils der Sprachausbildung nach Japan in Zukunft verstärkt genutzt werden dürfte.

4. Das Jahr 1993 stellt in dieser Beziehung einen Einschnitt dar. Die Universität Tübingen vollzog damals einen Schritt, der sich zum Vorbild nahm, was nordamerikanische Universitäten bereits seit den 60er Jahren in Form des Associated Kyoto Program (AKP) an der Dôshisha Universität, des Inter-University Center for Japanese Language Studies in Yokohama oder des Stanford Japan Center in Kyoto (Kyoto Center for Japanese Studies) praktizierten. Auf die Verlegung der Sprachausbildung für Tübinger Studenten während des dritten Grundstudiumssemesters an das zu diesem Zweck gegründete Zentrum für japanische Sprache in Kyoto (mit der Dôshisha Universität als Gastgeberin) folgte in der zweiten Phase die Zusammenarbeit zwischen Hochschulen auf der Ebene des Landes Baden-Württemberg. Für die Zukunft bleibt zu hoffen, daß auf dem Weg der Kooperation zwischen Hochschulen verschiedener Bundesländer und Mitgliedsstaaten der europäischen Gemeinschaft der Nutzen solcher Zentren breit gestreut wird.

5. Im selben Zusammenhang sind die Austauschbeziehungen zu japanischen Universitäten zu sehen. Die meisten Hochschulen können auf ein Abkommen mit zumindest einer japanischen Partnereinrichtung zurückgreifen, das Studentenaustausch zu Zwecken der Sprachausbildung in begrenzter Zahl (zwei Studenten pro Jahr) vorsieht – teils auf studiengebührenfreien Plätzen, teils mit Stipendien. Eine Einflußnahme seitens der entsendenden Institution auf das Sprachlehrangebot der aufnehmenden Seite ist meist nicht gegeben. Es dürfte in Zukunft beiden Seiten gedient sein, wenn Abkommen so getroffen werden, daß größeren Studentenzahlen ein Studium auf der Partnerseite ermöglicht und zu diesem Zweck das Ausbildungsprogramm inhaltlich abgestimmt wird. Es ist denkbar, daß sich ähnlich wie bei der Kooperation verschiedener Landesuniversitäten am Tübinger Zentrum japanologische Seminare aus ver-

schiedenen Universitäten in bestehende Abkommen einklinken und mit ihren Studenten das mit der japanischen Seite vereinbarte Austauschkontingent auffüllen.

6. Eine weitere Möglichkeit, das Studium attraktiver zu gestalten, könnte – im Sinn einer institutionellen Rahmenvorleistung – sein, eine Angleichung der Studienorganisation an international verbreitete Organisationsformen anzustreben. Dieser Weg wird seitens der Japanologie bereits beschritten, seitdem 1993 in Tübingen ein Baccalaureus-Studiengang eingerichtet wurde. Inzwischen ist in verschiedenen Bundesländern die Aufforderung an die Universitäten ergangen, die Einrichtung von B.A.- und M.A.-Studiengängen voranzutreiben, gerade auch, um Studienangebote international kompatibel, Studienleistungen unter den verschiedenen nationalen Bildungssystemen anrechenbar und den Ausbildungsweg für die Studierenden transparenter zu machen.

7. Auch für die Japanologie wird diese bildungspolitische Entwicklung die Möglichkeit bieten, stärker zwischen einem eher auf den frühen Berufseinstieg gerichteten praktischen Studienabschluß (B.A.) mit einem größeren Schwerpunkt auf der Sprachausbildung einerseits, und andererseits einem weiterführenden, das wissenschaftliche Arbeiten in den Mittelpunkt stellenden Studienabschluß (M.A.) zu unterscheiden, wie es im internationalen Vergleich eher die Regel ist. Gleichzeitig wird damit den vielen Studenten, die aus einem ganz überwiegend an der Sprache und allgemeinen Landeskunde der Gegenwart orientierten Interesse zur Japanologie gekommen sind und in der Vergangenheit aus unterschiedlichen Gründen ihr Studium vor dem Magister abgebrochen haben, ein Weg eröffnet, die Universität mit einem anerkannten Abschluß zu verlassen, der ihren Bedürfnissen gerechter wird.

Die Universitäten werden der Erwartung nach mehr Praxisbezug des Studiums in Zukunft stärker Rechnung tragen. Wie für die Japanologie ein Konzept aussehen könnte, in der die praktische Ausbildung die akademische Bildung in viel besserer Weise, als es in der Vergangenheit der Fall war, mitstützt, ist noch offen. Möglichkeiten könnten in der Förderung solcher Fähigkeiten liegen, die bislang in der Sprachausbildung vernachlässigt wurden. Dazu würde das Verfassen japanischer Texte ebenso zählen wie Dolmetschen oder das Anfertigen und Vortragen von Reportagen, um so reale Situationen des Sich-Bewähren-Müssens einzuführen, auf die das Japanologiestudium bislang fast völlig verzichtete. Ein anderer Weg, für den es ebenfalls nur wenige Vorläufer gibt, wäre die Betreuung studentischer Übersetzungsarbeiten bis zur Publikationsreife.

8. Das Japanische wird den Status als exotische Sprache, den es gegenwärtig noch besitzt, verlieren. Instrumentell dafür ist seine Einführung als Unterrichtsfach in Gymnasien. In mehreren Bundesländern beschäftigen sich Kommissionen mit der Erstellung von Lehrplänen für das Japanische, und die Zahl der Schulen, an denen es angeboten wird, dürfte weiter zunehmen. Dabei wird die Entwicklung zu einem höheren Status als Unterrichtsfach gehen. Gegenwärtig wird Japanisch nicht mehr nur als Wahlfach (dritte Fremdsprache) oder in Form freiwilliger Arbeitsgemeinschaften gelehrt, sondern es gibt bereits Gymnasien, an denen die Sprache als drittes Abiturfach anerkannt ist. In Berlin wird daran gearbeitet, Japanisch als zweite Fremdsprache einzuführen. Diesen Bestrebungen entspricht es, daß daran gedacht ist, einen Lehramtsstudiengang für Japanisch einzurichten, um qualifiziertes Personal im Inland heranzubilden. Noch ist es so, daß japanische Lehrkräfte oder inländische Absolventen des Magisterstudiengangs Japanologie – beide Gruppen ohne erstes und zweites Staatsexamen und die mit ihnen einhergehende pädagogische Ausbildung – bzw. Lehrer aus anderen Fächern, die ein notdürftiges Training im Japanischen erhalten haben, den Unterricht tragen.

9. Die Bemühungen seitens Studenten und Absolventen aus anderen Fachbereichen als der Japanologie, sich Japanischkenntnisse anzueignen, haben in den letzten Jahren zugenommen und werden so lange anhalten, wie Japan als Wirtschaftsfaktor mit eigener Sprache und kulturell bedingten regionalspezifischen Strukturen eine Rolle spielt. Daß eine Abhängigkeit zwischen der japanischen Wirtschaftskraft und dem Interesse an Japan außerhalb der Japanologie besteht (aber auch bei den Immatrikulationszahlen für japanologische Studiengänge), läßt sich einerseits an der Gründung wirtschaftswissenschaftlich ausgerichteter Studiengänge seit den 80er Jahren ablesen, die entweder selbständig konzipiert wurden (Bremen, Düsseldorf, Duisburg) oder in Zusammenarbeit einer japanologischen und einer wirtschaftswissenschaftlichen Einrichtung angeboten werden, wie der Studiengang "VWL-Regional" mit dem Schwerpunkt Japan in Tübingen. In diesem Zusammenhang ist auch das Postgraduiertenprogramm für Studienabsolventen aus anderen Fächern als der Japanologie zu sehen, das die Universität Tübingen seit 1993 für ein Jahr je zur Hälfte am Seminar für Japanologie und am Zentrum in Kyoto anbietet. Seitdem die Wirtschaftsdaten Japans auf eine Phase der Rezession deuten, hat das Interesse an japanbezogenen Aufbaustudienprogrammen nachgelassen. Die Verbindung zwischen der öffentlichen Wahrnehmung Japans und der Entscheidung, seine Sprache zu lernen und sich ggf. wissenschaftlich mit ihm auseinanderzusetzen, wird auch in Zukunft die Geschichte des Fachs Japanologie mitbestimmen.

Mit den beschriebenen Maßnahmen dürfte realistischerweise nur eine graduelle Verbesserung der eingangs beschriebenen Ergebnisse der Japanischausbildung zu erzielen sein. Selbst bei einer guten Ausstattung werden die Möglichkeiten, an einer europäischen Hochschule Japanisch zu lernen, beschränkt bleiben. Die Atmosphäre des Lebens in Japan und der für den Spracherwerb elementare Prozeß der Sozialisation im Land selbst, wie ihn jemand durchläuft, der dort aufwächst, können nicht ersetzt werden. Problematisch ist auch die Frage nach der zweckmäßigen Länge des Sprachstudiums in Japan. Der im vergangenen Jahrzehnt zur Regel gewordene einjährige Aufenthalt ist noch zu kurz, um das für Berufspraxis oder akademische Forschung vorauszusetzende Niveau der Sprachbeherrschung zu erreichen. Erfahrungsgemäß spüren viele Studenten, die in Japan an Ein-Jahres-Programmen teilnehmen, daß ihre Erwartungen an den Aufenthalt sich nicht mit den Ergebnissen decken. Unter dem Eindruck der verrinnenden Zeit setzt oft bald ein Motivationsverlust ein, der das realistisch zu erwartende Ergebnis noch einmal schmälert. Um die erforderliche Sprachkompetenz zu erwerben, ist ein Studium von zwei Jahren in Japan das Minimum. Dies könnte zu folgendem Modell führen: Der Japanologiestudent der Zukunft hat idealerweise bereits im Verlauf der Schulausbildung Japanisch gelernt oder aber im Rahmen eines Schüleraustauschprogramms für ein Jahr eine Schule in Japan besucht. Während des Baccalaureusstudiums wird er zunächst an seiner Heimatuniversität eine einjährige Grundausbildung erhalten. Die nächsten beiden Studienjahre absolviert er in Japan. Das erste Jahr dient der Sprachausbildung, und dieses Jahr wird der Student entweder in dem Sprachprogramm einer japanischen Universität verbringen, das von der japanischen Hochschule mit ihren europäischen Partnern gemeinsam gestaltet wurde, oder aber an einem eigens für Forschung und Lehre eingerichteten europäischen Zentrum. – Es wird möglicherweise mehrere europäische Zentren geben, an denen sich Universitäten eines Sprachgebiets nach dem Vorbild der amerikanischen Gemeinschaftszentren beteiligen. Das hätte nicht nur den Vorteil, daß sich Ressourcen bündeln lassen, sondern auch, daß die entsendenden Hochschulen die Möglichkeit haben, unter einer größeren Bewerberzahl die qualifiziertesten Studenten auszuwählen. – Das zweite Japanjahr wird der Modellstudent zu fachlichen Studien an einer japanischen Universität verbringen. Danach kehrt er nach Europa zurück und schließt nach einem weiteren Jahr das Baccalaureusstudium ab. Während des anschließenden Magisterstudiums wird er noch einmal Gelegenheit haben, für ein weiteres Jahr zum Fachstudium nach Japan zu gehen.

10. In den Zusammenhang der Sprachausbildung gehört auch die Frage nach dem Stellenwert der Ausbildung in den historischen Sprach- und Schriftformen des Japanischen. Seit geraumer Zeit wird an vielen japanologischen Einrichtungen diskutiert, ob eine solche Ausbildung weiterhin Bestandteil des Kurrikulums sein, bzw. zu welchem Zeitpunkt sie stattfinden soll. Die Antwort auf diese Fragen dürfte auch in Zukunft vom japanologischen Selbstverständnis der jeweiligen Einrichtung abhängen. Sie wird aber auch mitbestimmt durch die Sorge um das öffentliche Erscheinungsbild japanologischer Forschung und die zunehmende Erwartung an ihre gesellschaftliche Verwertbarkeit. Entscheidend könnte in der Zukunft jedoch die Organisation des Studiums nach dem Modell des B.A.-Studiengangs und des auf diesen aufbauenden M.A.-Studiums sein. Es ließe sich ein Trend vorhersehen, nach dem der zeitlich ohnehin knapp bemessene B.A.-Studiengang ganz im Zeichen der Sprachausbildung im modernen Japanisch steht und die Beschäftigung mit den historischen Sprach- und Schriftformen – zumindest aber ihre Vertiefung – erst während des eher auf akademische Inhalte zugeschnittenen M.A.-Studiengangs erfolgt.

#### *4. Zukünftige Rahmenbedingungen*

Die obigen Bemerkungen gehen von zwei Annahmen aus: 1. Die Steigerung der sprachlichen Kompetenz kommt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit sprachlichen Informationsträgern und Forschungsgegenständen sowie der Kommunikation mit japanischen Fachkollegen zugute. 2. Der Großteil der Studentenschaft sieht das Lehrangebot der Japanologie als Möglichkeit der praktischen Sprachschulung an. Einher damit gehen berufspraktische Erwägungen, denen Universitätsausbildung zwar nicht dem Eigenverständnis aber der öffentlichen Erwartungshaltung nach dient. Diese Interessenlage erfordertmacht auf seiten des Fachs ein entsprechendes Dienstleistungsangebot. Die erste Erwägung wird solange Gültigkeit besitzen, wie es überhaupt japanologische Forschung im Sinn einer Forschungsarbeit geben wird, die auf japanischsprachiges Material Bezug nimmt. Doch wie verhält es sich mit der Relevanz der zweiten Annahme? Verschiedene Faktoren kommen zum Tragen:

1. Die gegenwärtige Finanzlage der Universitäten läßt einen weiteren Ausbau der japanologischen Infrastruktur in der nächsten Zeit nicht erwarten. Ebenso wenig kann Hoffnung in eine Ausweitung der dünnen Personaldecke der Seminare gesetzt werden, obwohl der Anstieg der Studienanfängerzahl in



den meisten Einrichtungen im Sprachunterricht zu Bedingungen geführt hat, unter denen eine effektive Lehre nicht mehr möglich ist. Daß auf einen Sprachkurs in den ersten beiden Studiensemestern fünfzig Studenten kommen, ist keine Seltenheit. Es ist abzusehen, daß sich in den meisten japanologischen Seminaren ein Verfahren der Zulassungsbeschränkung oder der Studentenauswahl etablieren wird, sofern es nicht schon der Fall ist.

2. Welche Auswirkungen für die Wahl der Japanologie als Möglichkeit der praktischen Sprachschulung wird die weltweite Zunahme der Japanischlernenden haben? Die Homepage der Japan Foundation gibt Auskunft über die Zahl der Anmeldungen zu den jährlich durchgeführten *proficiency tests*. Für 1999 lagen weltweit 196.000 Meldungen vor.<sup>12</sup> Allein in China nahmen mehr als 12.000 Personen in der schwierigsten Kategorie teil, während es in den USA 128 und in Deutschland gerade einmal 58 waren.<sup>13</sup> In China, Korea und auch anderen Ländern Asiens entsteht ein Pool junger Menschen, der seiner Größe und Sprachkompetenz nach den europäischen oder gar deutschen Pool weit überflügelt. Wird in einem Zeitalter des weltweiten Zusammenwachsens überhaupt noch die Notwendigkeit bestehen, in überlasteten Universitäten Studenten zu einem – nach dem gegenwärtigen Stand – nicht befriedigenden Niveau der Sprachbeherrschung zu führen? Oder werden sich angesichts der Konkurrenz kompetenter Sprecher der japanischen Sprache in China oder Korea in der Zukunft überhaupt noch junge Europäer, Amerikaner usw. für ein Erlernen des Japanischen unter der Zielvorgabe, dereinst einen praktischen Beruf in einer internationalen Institution oder einem weltweit tätigen Unternehmen zu ergreifen, entscheiden? Was die Kontinuität der Japanologie als wissenschaftliches Unterfangen anbelangt, wird sich kein Rekrutierungsproblem einstellen, da das Fach zwar guten, aber eben nur wenig wissenschaftlichen Nachwuchs benötigt.

In diesem Zusammenhang sollte bedacht werden, daß durch wachsende Mobilität auch in Europa die Zahl derjenigen, die außerhalb des universitären Rahmens Japanisch in Japan gelernt haben, zugenommen hat und in

---

<sup>12</sup> Vgl. Homepage der Japan Foundation.

<sup>13</sup> Den Angaben der Japan Foundation zufolge stieg die Zahl der Teilnehmer in allen Stufen in China 1999 gegenüber 1998 (34.000) um mehr als neuntausend. Noch größer war der Anstieg in Korea: 43.293 Teilnehmer 1999 (davon ca. 9.900 in der schwierigsten Stufe) gegenüber 28.282 im Vorjahr. In den USA war ein leichter Anstieg von 538 Personen auf 573 Personen zu beobachten, in Deutschland dagegen ein Abfall von 451 auf 434. Weltweit (unter Einbezug der in Japan selbst durchgeführten Prüfungen) nahm die Teilnehmerzahl von 130.385 auf 166.575 zu.

Zukunft noch größeres Gewicht erlangen wird. Im Bereich der Sprachausbildung darf der Beitrag der Universitäten nicht zu hoch veranschlagt und sollte zukünftig eher geringer eingeschätzt werden. Wenn der Erwerb "interkultureller Kompetenz" zu einem Kriterium gemacht wird, das zu vermitteln den Universitäten obliegt, muß wohl zugestanden werden, daß diese Kompetenz bereits von vielen mitgebracht wird, die einen Teil ihrer Biographie entweder als Europäer, Amerikaner usw. in Japan oder als Japaner im Ausland verbracht haben und dort geprägt wurden.

3. Die Frage kann erweitert werden, um auch den Bereich der japanologischen Forschung im eigentlichen Sinn zu umreißen. Was heißt es für die Zukunft der Japanologie, wenn der Trend bei den Zahlen der Japanischlernenden sich mit einer wissenschaftlichen Entwicklung in Ländern wie China und Korea verbindet? Wissenschaftliche Standards lassen sich nicht abonnieren. Angesichts der finanziellen Notsituation vieler Universitäten einerseits, der Gefahr eines naiven Germanozentrismus / Eurozentrismus bzw. Amerikazentrismus andererseits, der japanologischer Forschung mitunter anzuhängen droht, ...

Eurozentrisch ist bereits die Prämisse, auf der die Einrichtung ostasienwissenschaftlicher Studiengänge basiert: daß diese zuständig seien, diese Weltgegend in all ihren Aspekten abzudecken, während sich die übrigen Fächer ("Methodenfächer") ganz frei von einem Bezug zu Ostasien halten und weiterhin ihrer Beschäftigung mit deutschen, maximal europäisch-amerikanischen Belangen nachgehen können. Das führt zu einer Situation, in der das Urteil, "daß im deutschen Sprachgebiet, ähnlich wie in den anderen europäischen Regionen, [...] die sozial-, wirtschafts-, rechtswissenschaftliche usw. Erforschung Japans bis auf den heutigen Tag trotz vielfältiger Bemühungen ein beklagenswertes Bild abgibt"<sup>14</sup>, immer noch angemessen ist.

... könnte ein Szenario vorstellbar sein, in dem die japanologische Forschung in Deutschland / Europa / Amerika / Australien / Neuseeland in Zukunft nur noch eine provinzielle Bedeutung besitzt, wenn nicht ständig ein Überdenken der eigenen Wissenschaftsprinzipien vorgenommen wird.

Tatsächlich haben in den letzten Jahren die Länder Asiens, Afrikas und Lateinamerikas in den verschiedensten Disziplinen wissenschaftlich "aufgeholt". Je stärker unter den Bedingungen der Globalisierung / Internationalisie-

---

14. KRACHT 1990: 9.

rung der Wissenschaftsstandard in diesen Ländern auf ein "internationales" Niveau ansteigt, desto mehr wird der westliche Überlegenheitsanspruch bezüglich kritischer Wissenschaft hinfällig werden bis schließlich diese Insistenz selbst exotisch-provinzielle Züge annimmt.

Positiv gewendet könnte sich die Entwicklung des Wissenschaftsstandards in anderen Erdteilen für die Japanologie in neuen Sichtweisen auswirken und überholte Muster der Selbst- und Fremdwahrnehmung aufbrechen. Lange Zeit wurde das Augenmerk auf Unterschiede zwischen der europäischen / amerikanischen und der japanischen Kultur gelegt. Während die eigene Kultur naiv als "normal" und als "Standard" wahrgenommen wurde, trat an der japanischen Kultur das "Andere", das "Abweichende", die "Ausnahme" in den Vordergrund, das / die aus Sicht des "Normalen" erklärungsbedürftig war.<sup>15</sup> Japanologie als Kulturwissenschaft neigt zur Exotisierung anderer (japanischer) Kulturercheinungen und läßt unberücksichtigt, was die eigene Kultur mit der fremden verbindet. Wer einem Japanologen Fragen stellt, möchte im allgemeinen wissen, was denn "anders" sei, "das Besondere" sei. Ein Erstarren der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Japan in China, Korea, Indonesien usw. und eine Auseinandersetzung mit den dortigen Herangehensweisen, könnte der amerikanischen und europäischen Japanologie andere Perspektiven vermitteln, wie Japan als fremde Kultur wahrgenommen werden kann. Das beinhaltet die Chance, daß nationale Forschungstraditionen eine Reorientierung erfahren und die Frage nach universalen Gemeinsamkeiten zumindest eine gleiche Berechtigung erhält wie die nach den Unterschieden.

Welche Aufgaben könnte eine Japanologie künftig wahrnehmen, die einem hohen Wissenschaftsanspruch gerecht werden will? Eine Möglichkeit wäre die Verstärkung des Elements der Grundlagenforschung. Bislang war die Japanforschung fast ausschließlich eine reproduzierende Wissenschaft, die ohne die Forschungsergebnisse japanischer Wissenschaftler nicht denkbar wäre. Das gilt auch für die disziplingebundenen Japanstudien, und zwar trotz des Anspruchs, "Japan nicht den Japanern überlassen zu können", und trotz der weiterhin anzutreffenden Selbsteinschätzung, im methodischen Ansatz japanischen Forschungsbemühungen überlegen zu sein. Es ist eine Ausnahme, wenn Carl Steenstrup bekennt, daß die japanologische Forschung in seinem Gebiet "Derivatives" produziere.<sup>16</sup> Grundlagenforschung hieße demgegenüber z.B. die Aufarbeitung von Material, das bislang in Japan selbst noch keine Aufmerksamkeit erlangt hat. Beispiele gibt es dafür in der deutschen Japano-

---

15 Vgl. BEFU 1994: 40-41.

16 Vgl. Carl STEENSTRUP in diesem Band.

logie in Form der Frankfurter Literaturstudien, die sich um die Edierung und Kommentierung bislang in Japan selbst nicht edierten Materials kümmert. Angesichts der geringen personellen Ausstattung solcher Forschungsvorhaben, könnten institutionell isolierte Bemühungen um eigenständige Grundlagenforschung allerdings nur ein kurzes Zwischenstadium der Japanologie darstellen. Die ungleich größere Zahl japanischer Forscher und ihre besseren Arbeitsbedingungen werden möglicherweise dafür sorgen, daß Grundlagenforschung zunehmend in Kooperation mit der japanischen Academia erfolgen wird. Dadurch könnten die Unterschiede zwischen der außerhalb Japans stattfindenden Japanologie und der in Japan hoch arbeitsteilig praktizierten Forschung an Relevanz verlieren, da die Japanologie, soweit sie Grundlagenforschung betreibt, eine Teilmenge der von Japan aus operierenden Academia wird. Zugleich dürfte sich die Rolle der Japanologie als einer vermittelnden Wissenschaft verfestigen. Hier wird nach wie vor die Chance japanbezogener Forschung außerhalb Japans liegen.

Japanologie beschäftigt sich mit japanischen "Produkten", besonders aber Texten, materiellen Objekten, kollektiven "Entitäten" wie Kunst, Stil, Design, Lebensformen, Wirtschaftsformen, Architektur etc. Sie stellt die Frage nach der einzelnen Leistung ("Wie und warum ist etwas zustande gekommen?") und setzt diese gegen die vorherrschenden Stereotypen ("Wie läßt sich dieses oder jenes Phänomen in eine bereits bestehende Rubrik / Form / Kategorie einordnen?") ab, die allzu schnell auf die Außenwelt, auf fremde Entitäten projiziert werden. Aufgabe ist das Bewußt-Machen (nicht das vorgefertigte Bewußtsein) von Unterschieden, die Anerkennung von kultureller Individualität wie auch das Aufdecken univeraler Gemeinsamkeiten. Im Weg steht die Projektion eigener Vorstellungen (Vorurteile), die dem Forscher durch die eigene Kultur eingeprägt sind, auf den Untersuchungsgegenstand. Daraus leitet sich die Grundeinstellung der Japanologie her, die komparatistisch-reflektierend sein muß, um die Differenzen wie auch die Parallelen zur eigenen Kulturhaltung herauszudestillieren, durch die Beschäftigung mit fremden Materialien die eigenen Voraussetzungen in den Blick zu bekommen und aufzulösen. Um dem komparatistisch-reflektierenden Anspruch gerecht werden zu können, wird die Japanologie in Zukunft mehr als bisher die Diskussionen in den Methodenfächern wahrnehmen müssen, um ihre Erkenntnisse in den thematischen Kontext ihrer Umgebung transponieren zu können.

Doch ist zu fragen, in welchem Rahmen Japanologie heute dieser Aufgabe gerecht zu werden vermag. In kleinen Instituten dürfte das nicht zu leisten sein. Nicht selten verhindert die Überlastung des wissenschaftlichen Personals mit administrativen Arbeiten, daß über die unmittelbaren Grenzen des persönlichen Interesses hinaus eine Auseinandersetzung mit Themen und Methoden

anderer Fächern und Disziplinen stattfindet, die Rückwirkungen auf die eigene Ausrichtung haben könnte. Die Anforderung, so weit allgemein zu sein, daß ein Tunnelblick vermieden werden kann, überfrachtet vielleicht das Fach, zumindest aber kleine Institute und auf jeden Fall den einzelnen Forscher. Um Offenheit für neue Herangehensweisen und Themenstellungen zu erhalten bzw. einem Wissenschaftler die Möglichkeit zu geben, neue Interessenschwerpunkte zu verfolgen, bieten sich in Zukunft vielleicht zwei Möglichkeiten an. Die eine wäre die Einrichtung großer überregionaler Zentren der Japanforschung, die personell verschiedene Segmente der Japanologie abdecken und in speziellen Projekten segmentübergreifend zusammenarbeiten. Die zweite Möglichkeit bestünde darin, daß die japanologischen Institute / Zentren ihre Mitarbeiter an andere Einrichtungen (sowohl japanologische wie fachfremde) für bestimmte Seminare und Projekte kontinuierlich entsenden. Dies würde die Mitarbeiter zu ständiger Erneuerung (methodisch und thematisch) auffordern und darüber hinaus die Qualität des Unterrichts sichern. Nicht zuletzt böte eine solche Erneuerung einen zusätzlichen Anreiz, Japanologie als akademisches Studienfach zu wählen.

4. Andererseits könnte es sich bei den Zahlen der Japanischlernenden weltweit nur um einen vorübergehenden Trend ohne Auswirkungen auf die Wissenschaftspraxis handeln, der durch andere Faktoren wieder zum Erliegen kommt. Ein solcher Faktor könnte in einem proportionalen Bedeutungsverlust Japans als Wirtschaftsfaktor liegen. In dem Maß, wie andere Länder eine wirtschaftliche Dynamik entfalten, die Japans Rolle als Wirtschaftsstandort relativieren, dürfte auch das Interesse an einem Erlernen der japanischen Sprache abnehmen. Einen ähnlichen Effekt könnte die künftig wachsende Ausgestaltung wirtschaftlicher Unternehmen zu internationalen Konglomeraten bedeuten, die sich von ihren nationalen Wurzeln lösen. Dies hätte Auswirkungen auf das Bild Japans als Berufsfeld, für das Studenten sich durch den Spracherwerb und die Aneignung regionalspezifischer Kenntnisse vorzubereiten suchen.

5. Auch wenn Japan seine heutige Bedeutung als Wirtschaftsstandort in den nächsten Jahrzehnten nicht verlieren sollte, bleibt die Frage nach der künftigen Bedeutung von Regionalsprachen. Der Prozeß der Internationalisierung Japans wie der jedes anderen Landes und die Tendenzen der Globalisierung könnten zu einem wirtschaftlichen und politischen Bedeutungsverlust des Japanischen als Regionalsprache zugunsten der weltweiten *lingua franca* "Englisch" führen und somit die Ausbildung von Experten, die in dieser Sprache geschult wurden, überflüssig machen.

Im Resultat dieselben Folgen dürften die Weiterentwicklung technischer Formen der Spracherkennung und verbesserte Möglichkeiten des automatischen Übersetzens und Dolmetschens, zuerst in den Naturwissenschaften und technischen Wissenschaften, haben. Die Forschung, wie etwa am Advanced Telecommunications Research Institute International (ATR) in der Keihanna-Wissenschaftsstadt im Kansai-Gebiet, kann auf ansehnliche Erfolge verweisen. Im praktischen Einsatz sind bereits Telefon-Dolmetschsysteme, die bei der Hotelreservierung oder der Wegbeschreibung helfen. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß im Japanischen ausgebildete Übersetzer und Dolmetscher für komplexe sprachliche Situationen weiterhin unentbehrlich sein werden, daß sie aber ihre Aufgabe im Umgang mit stark standardisierten Sprachformen schon bald verlieren werden.

6. Schließlich ist an die Folgen des politischen Zusammenwachsens der Erdteile zu denken. Ist die Vorstellung wirklich utopisch, daß Japan im Verlauf des 21. Jahrhunderts wie andere Nationalstaaten seine nationale Eigenständigkeit in einem größeren internationalen Verband aufgeben wird? Wird diese Preisgabe dann nicht auch zu der Angleichung gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Organisationsformen führen? Welche Rolle könnte japanologische Forschung spielen und wie würde sie ihre Ziele definieren angesichts des Bedeutungsverlusts der Nationalsprachen und des Zurücktretens staatlicher Eigenständigkeit? Wird diese Entwicklung die japanologische Forschung zu ihren "Ursprüngen" als einer philologisch begründeten historisch orientierten Kulturwissenschaft zurückführen? Diese Fragen mögen zu weit in die Zukunft ausgreifend gestellt sein, als daß eine für die Organisation unserer heutigen Verhältnisse relevante Antwort zu erwarten sei. Doch weisen sie auf Aspekte, die in einigen Jahrzehnten in den Vordergrund treten können.

### *5. Konkrete Perspektiven*

Für das Studium der Japanologie in Deutschland / Europa / Amerika usw. in den nächsten zwei Jahrzehnten könnten die angesprochenen Verhältnisse folgende Auswirkungen haben:

1. Bisher war Japanologie eine Wissenschaft, die zu einem nicht geringen Teil aus nationalen Traditionen und nationalstaatlichen Bedürfnissen auf Japan zuzuging. Was aber, wenn das Ende dieser nationalen Japanologien eintritt? Bietet nicht eine Phase der Integration die Gelegenheit, daß Japanologie, wie es auch von anderen Regionalwissenschaften zu erwarten wäre, sich über die

Suche nach universalen Kategorien und Theorien als eine Humanwissenschaft konstituiert, der es besser als in der Vergangenheit gelingt, Paradigmen der Forschung frei von Orientalismus und Eurozentrismus zu entwickeln?

Das bedeutet ein Überdenken der eigenen Leistungsfähigkeit in Relation zur japanbezogenen Forschung in Japan selbst. Der Philosoph Umehara Takeshi betonte, daß die Einschätzung vieler japanischer Forscher, Nicht-Japaner seien unmöglich in der Lage, japanische Zusammenhänge richtig einzuordnen und unter kompetenter Quellenverwertung zu bearbeiten, der Vergangenheit angehöre.<sup>17</sup> Es ist sicherlich richtig, daß die weltweite Academia japanbezogene Fragen nicht der japanischen Wissenschaft allein überlassen darf. Wie die deutsche Germanistik eines Korrektivs in Form der amerikanischen, französischen oder japanischen Germanistik bedarf, gilt gleiches auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit japanischen Phänomenen. Und in der Tat werden die Forschungsarbeiten nicht-japanischer Wissenschaftler zu japanbezogenen Themen in Japan in den letzten Jahrzehnten immer stärker wahrgenommen. In dem Maß, wie die Kompetenz der Japanologie wächst, wird sich diese Tendenz verstärken. Bislang gilt aber nach wie vor, daß japanische Wissenschaftler eine Detailkenntnis und Kompetenz in der Auswertung sprachlicher / schriftlicher Zeugnisse besitzen, die ein nichtjapanischer Wissenschaftler, schon wegen der Ferne zu den Archiven und Bibliotheken, kaum zu erreichen vermag. Japan-Forschung außerhalb Japans wird ihren eurozentrischen / amerikanzentrischen Beigeschmack nur dann verlieren, wenn sie dieses Kompetenzgefälle ebenso wie ihre unverminderte Abhängigkeit von den Vorarbeiten japanischer Wissenschaftler auf den meisten Gebieten japanbezogener Forschung souverän anerkennt. Das immer noch zu findende Argument, daß in methodologischer Hinsicht die nicht-japanische Forschung der japanischen überlegen sei, zeugt von einem verstaubten parochialen Kulturalismus.

2. In welchem institutionellen Zusammenhang werden Studenten in der Zukunft japanologische Kompetenz erwerben? Eine strukturelle Reform der Universitäten deutet sich bereits an, sowohl in Schlagworten wie "Interdisziplinarität" und "Synergieeffekte", wie auch in konkreten Reformprojekten: sei es die "Modularisierung" des Studiums bei gleichzeitiger Einführung einer Organisation des Studiengangs, die sich am Modell der Bachelor- und Master-Studiengänge orientiert, sei es die Forderung nach einer Reduzierung eines

---

17 UMEHARA 1989: 6.

“Fächerüberangebots”, wo eine Konzentrierung den tatsächlichen Bedarf nach Einschätzung der verantwortlich handelnden bildungspolitischen Gremien abdecken könnte.

3. Dies gibt Anlaß zu der Erwartung, daß im Fach Japanologie eine Konzentration eintreten wird. Nicht alle Universitäten, die bislang eine japanologische Forschungseinrichtung besitzen, werden diese ausbauen wollen oder können. Es ist zu erwarten, daß die Richtung hin zu überregionalen Zentren geht. Was bei Gründung des Ostasien-Instituts der Ruhr-Universität Bochum 1965 nach dem Vorbild amerikanischer Zentren der Ostasienforschung anvisiert wurde, die Verbindung von Methodenfach und regionaler Schwerpunktsetzung, könnte in größerem Maßstab das Modell einer zukünftigen Japanologie werden.

Zu hoffen ist allerdings, daß aus den Erfahrungen gelernt und die verschiedenen Begleiterscheinungen, zu denen eine Zentrenbildung führen kann, durch strukturelle Maßnahmen vermieden werden. In erster Linie ist dabei an das Abstecken von *claims* zu denken, den Rückzug der Forscher auf ihre individuellen Segmente unter Ausgrenzung integrierender Fragestellungen. Durch die Auflage der Modularisierung des Studiums und die Schaffung größerer Freiräume bei der Lehrplanzusammensetzung, innerhalb derer eine Auswahl von Lehrveranstaltungen möglich ist, wurde vielleicht die Voraussetzung geschaffen für eine auf Kohärenz zielende Abstimmung unter den Forschenden und Lehrenden.

Die Zahl der Zentren in Europa dürfte auf wenige Einrichtungen begrenzt sein. In den großen Mitgliedsstaaten der Europäischen Gemeinschaft sollte es nicht mehr als eine oder zwei Einrichtungen geben, die gleichzeitig Studenten und Forscher aus den umliegenden kleineren Ländern einbeziehen. M.a.W. wäre für Europa an eine kleine Zahl von Einrichtungen zu denken, die nicht über fünf bis sechs veritable Zentren hinausginge.

4. Die zukünftige japanologische Arbeit wird von der technischen Entwicklung, etwa im Bereich des Informationswesens, profitieren. Bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt bedeutet es eine noch bis vor kurzem ungeahnte Erleichterung des bibliographischen Arbeitens, daß eine Buchrecherche über das National Institute of Information (NII) möglich ist. Es dürfte nur noch eine Frage weniger Jahre sein, bis japanologische Institute die arbeitsintensive Aufnahme bibliographischer Angaben zwecks Katalogerstellung einstellen und ihre Daten aus den Datenbanken des NII oder der Parlamentsbibliothek beziehen.



An diese Entwicklung schließt sich die Frage nach dem zukünftigen Erscheinungsbild japanologischer Bibliotheken überhaupt an. Wie andere Fachbereiche auch werden diese von der Digitalisierung und Computerisierung nicht nur der bibliographischen Angaben, sondern der Bücher und Zeitschriften selbst ergriffen. Die virtuelle Bibliothek wird die physische immer stärker ersetzen. Einerseits wird zunehmend Quellenmaterial in digitalisierter Form auf CD-Rom kommerziell angeboten. Andererseits werden im Internet immer mehr Datenbanken zugänglich gemacht werden. Urheberrechtliche Bedenken verhindern noch den Zugriff auf Veröffentlichungen der jüngeren Vergangenheit, aber in dem Maß, wie das Internet selbst als Publikationsforum genutzt werden wird, kann auch eine Digitalisierung und Netzwerkeinspeisung bislang nur in gedruckter Form vorliegender Literatur vorausgeahnt werden. Diese Entwicklung muß nicht bedeuten, daß große Sammlungen wie die Berliner Staatsbibliothek oder die British Library ihre Rolle für die Japanologie verlieren werden. Es ist sogar vorstellbar, daß die großen Ostasiensammlungen in enger institutioneller wie auch räumlicher Verbindung mit den zukünftigen überregionalen Zentren der Japan- bzw. Ostasienforschung stehen werden.

5. Solange das Interesse an einem Studium der japanischen Sprache unvermindert anhält, werden viele Universitäten ein japanbezogenes Basisangebot – bestehend aus einer teils mehr teils weniger intensiven Sprachausbildung und einigen landeskundlichen Veranstaltungen bzw. Veranstaltungen im *studium generale* – aufrechterhalten. Von dort werden Studenten, die an genuiner japanologischer Forschung interessiert sind, an eines der überregionalen Forschungszentren bzw. an eine japanische Universität wechseln.

Andere Studenten, die einen Japanbezug weiterhin verfolgen möchten, aber eine Spezialisierung in einer überregionalen Disziplin anstreben, werden in einen solchen Fachbereich wechseln und dort auch Forschung zu Japan leisten. Auf diese Weise wird die Zahl der Japan-Experten mit Kenntnissen der japanischen Sprache in den nicht-japanologischen Fächern weiter zunehmen. Eine Steigerung der Japan-Kompetenz in diesen Fächern wird vielleicht durch die Einführung des "Bachelor-Master"-Studienmodells gefördert werden.

6. Die bisherigen Bemerkungen setzen voraus, daß ein universitärer Betrieb nach dem gegenwärtigen Muster in den nächsten beiden Jahrzehnten überleben wird. Davon kann aber nicht ohne weiteres ausgegangen werden. Eine Auswirkung, die das Internet auf den Wissenschafts- und Lehrbetrieb haben wird, ist seine Nutzbarmachung für das Fernstudium. Mit der technischen Ausrüstung, wie sie heute schon besteht, können Personen an verschiedenen Stellen der Welt am selben Unterricht teilnehmen, sich gegenseitig hören,

sehen und Texte austauschen. Denkbar ist, daß es anstelle der bisherigen Fernuniversitäten Internetuniversitäten geben wird. Das Überwinden räumlicher und zeitlicher Grenzen durch das Internet wird auch zu einer Beschleunigung führen und die globale Konkurrenz verschärfen. Wenn Informationen dank Internet und Computertechnik schneller gesammelt, ausgewertet und auch neu bereitgestellt / publiziert werden können, bedeutet das für die Wissenschaft bzw. die Produktivität der Wissenschaftler, daß sie immer schneller werden muß, um der Konkurrenz nicht zu erliegen. Damit wird die Gefahr steigender Oberflächlichkeit, die bereits jetzt durch den steigenden Veröffentlichungsdruck nicht zu übersehen ist, weiter zunehmen. Gleichzeitig werden nationale Japanologien, die sich nicht des Englischen bedienen, das die Sprache des Internets ist, noch stärker als bereits heute der Fall ihre Bedeutung verlieren. Diese nationalen Japanologien werden spätestens dann ihr Dasein aufgeben, wenn Internetuniversitäten die herkömmlichen Universitäten verdrängt haben werden. Die virtuellen Universitäten und virtuellen Bibliotheken werden es, zumindest in den kulturwissenschaftlich ausgerichteten Fächern, die keine Forschungslaboratorien benötigen, möglich machen, daß Wissenschaftler weiterhin gemeinsam forschen und ein Lehrangebot zusammenstellen, ohne daß dafür eine Unterbringung in Instituten und Zentren notwendig ist, die mit hohem finanziellem Aufwand für sie eingerichtet wurden.

Durch ihre weltweite Zugänglichkeit wird sich diese Form der Universität, und damit auch der Japanologie, möglicherweise rasch der Konkurrenz der örtlich gebundenen "realen" Universität entledigen. Positiv gewendet stellt die Internetuniversität die Lösung für einen weltweiten Bildungsbedarf unter den Bedingungen der wirtschaftlichen Armut dar, die auch im 21. Jahrhundert das politische Handeln bestimmen wird.

7. Die Beschäftigung mit Japan oder mit japanischen Kulturformen ist in wissenschaftlicher Hinsicht nicht bedeutungsvoller als die Untersuchung jedes beliebigen anderen Landes oder beliebig anderer Kulturformen. Gegenwärtig mag es so scheinen, als stamme die wirtschaftliche und politische Bedeutung des "modernen" Japan die japanbezogene Forschung mit einer Legitimität aus, die in der anwenderbezogenen Verwertbarkeit ihrer Ergebnisse liegt und die sich über den unmittelbaren Bereich der Wirtschafts- und Gesellschaftsformen des gegenwärtigen Japan hinaus auch auf andere Themenkreise eher historischer Natur erstreckt. In dem Moment aber, wo der wirtschaftliche und politische Bedeutungsfaktor Japans verloren geht, wird sich wieder die öffentliche Frage nach dem Sinn japanbezogener Forschung stellen. Sollte dieser allein in enzyklopädischen oder positivistischen Motiven bestehen, wäre allerdings weder der personelle noch der materielle Ausstattungsstand

notwendig, den japanologische Forschungseinrichtungen in der Gegenwart erreicht haben. Japanologie wird auf längere Sicht ihre Stellung im Wissenschaftsbetrieb nur dann entwickeln können, wenn es gelingt, dieses Fach für aktuelle Fragestellungen, die in anderen kulturwissenschaftlichen Fächern einschließlich Jura, Wirtschaftswissenschaften usw. die Forschungsarbeit anleiten, zu öffnen und in die Diskussionen dieser Fächer einzubinden.

8. Am Ende steht die Frage: Wird das Fach fortbestehen, was wird von ihm bleiben? Diese Problematik besitzt nur vom Selbsterhaltungsanspruch des Faches her betrachtet Relevanz. Wird dieser Anspruch akzeptiert, stellt sich die Frage allerdings umso dringlicher, als der Mangel an einem gemeinsamen Grundverständnis, was Japanologie sei, zu einer Auflösung des Fachs führen mag, zunächst aber zu einer so weitgehenden Aufsplitterung seiner Arbeitsbereiche und -methoden, daß außer einer Auseinandersetzung mit "Japan" selbst keine weiteren Gemeinsamkeiten mehr zu finden sein mögen.

Ausgehend von der Beobachtung, daß auf akademischen Tagungen Aspekte des gegenwärtigen Japan zunehmend großes Publikumsinteresse finden, verweist Kumakura Isao auf universelle Tendenzen in den vergleichenden Kulturwissenschaften. Es gebe sehr viel mehr Examenskandidaten, die sich in ihren Abschlußarbeiten mit der modernen Kultur beschäftigen, als Studenten, die sich für eine historische Perspektive entscheiden, und er legt nahe, daß diese Wahl mit dem Arbeitsaufwand in Zusammenhang stehe. Diese Tendenz sei im Fall ausländischer Japanologen nachvollziehbar, für die es bereits eine harte Aufgabe bedeute, zunächst die moderne japanische Sprache zu meistern. Kumakura verbindet mit seiner Beobachtung ein Gefühl der Frustration. Dieses resultiert aus dem Eindruck, daß selbst gewissenhafte und in ihren Schlußfolgerungen aufschlußreiche Forschungsarbeit infolge einer ausufernden Segmentierung immer mehr den Charakter eines Hobbys annehme und selten über die Ebene des persönlichen Commitments hinausführe. In der Landschaft, als die sich ein Forschungsthema vorstellen läßt, leuchteten nur noch punktuelle Einzelbeiträge auf, ohne daß in den meisten Fällen Verbindungen zu kongruenten Forschungsleistungen hergestellt werden könnten, um so in der Landschaft zusammenhängende Ebenen sichtbar zu machen.<sup>18</sup>

---

18 KUMAKURA Isao: "Some Observations on Japanese Studies Abroad", in: *Minpaku Anthropology Newsletter*, Nr. 6, Juni 1998.

Bedenkt man, daß noch vor wenig mehr als vier Jahrzehnten die wichtige Forschungsliteratur in Englisch, Französisch und Deutsch einer 270seitigen Bibliographie entnommen werden konnte<sup>19</sup>, während heute eine Bibliographie zu einem begrenzten Einzelgebiet einen für den einzelnen Forscher nicht mehr zu bewältigenden Umfang annimmt, wird verständlich, daß eine Integration der zur Japanforschung zählenden Segmente in Zukunft eine immer größere Herausforderung darstellen wird. Wolfgang Schamoni hat das mit dem Bild des sumpfigen Geländes, "in das einzelne kleine, notdürftig befestigte Wege führen, von welchen Teile des Sumpfes überblickt werden können" zum Ausdruck gebracht.<sup>20</sup>

Die Frage nach den Konstanten der Japanologie geht also von einer Situation aus, in der sich in Folge der voranschreitenden Segmentierung und der Ausuferung der Forschungsliteratur in den nächsten Jahren die Grenzen des Fachs noch mehr als bislang verwischen und die Übergänge zu anderen Fächern und Disziplinen, in denen eine forschende Beschäftigung mit Japan stattfindet, fließend werden. Diese Tendenz wird in dem Maß beschleunigt, wie die sprachliche Kompetenz unter japaninteressierten Forschern außerhalb der Japanologie zunimmt. Damit könnte erstmals die stillschweigende und langjährige Auslagerung der auf Japan bezogenen Forschung aus den region-unspezifischen Fächern und die Zuständigkeit der Japanologie für einen Japan in all seinen Aspekten abdeckenden Aufgabenbereich entscheidend aufgehoben werden. Die Besetzung "traditionell" japanologischer Lehrstühle mit Vertretern aus region-unspezifischen Fächern einerseits, die Schaffung von Lehrstühlen mit japan- oder ostasienbezogenen Schwerpunkten innerhalb von region-unspezifischen Fakultäten andererseits könnte in den kommenden Jahren zur Regel werden. Doch wird mit dieser Entwicklung nicht zwangsläufig die Auflösung der Japanologie als eigenständiges Fach verbunden sein. In Bereichen mit literatur- und kulturwissenschaftlicher Ausrichtung wird japanologische Forschung ihren Anspruch auf Deutungshoheit – begründet durch eine sprachliche Kompetenz, die auch die historischen Formen des Japanischen umfaßt – weiterhin vertreten können. Hier wird die Suche nach Konstanten der Japanologie anzusetzen haben. Faßt man einen zukünftigen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren ins Auge, mag Japan seine Attraktivität als Fallbeispiel zur Untersuchung gegenwartsbezogener Problemstellungen in der Folge des Ausgleichs regionaler Spezifika verlieren; seine klassische Literatur und seine

19 BORTON, Hugh; ELISSEEFF, Serge; REISCHAUER, Edwin O. (Hg.): *A Selected List of Books and Articles on Japan in English, French and German*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1954.

20 Vgl. Wolfgang SCHAMONI in diesem Band.

Geschichte werden weiterhin als Gegenstand einer literatur- und kulturwissenschaftlichen Erforschung dienen. Ob diese Forschungsbereiche tatsächlich ein Ghettodasein führen werden, wie es Masao Miyoshi für die gegenwärtigen "Japanese studies departments" an nordamerikanischen Hochschulen beschreibt<sup>21</sup>, wird wesentlich davon abhängen, wie zukünftige Fachvertreter gerade in diesen traditionellen Arbeitsgebieten der Japanologie ihre Rolle im Zusammenhang der Academia bestimmen werden. War der Schwerpunkt der literatur- und kulturwissenschaftlichen Japanforschung bis heute in Teilen Europas, in Amerika und Australien / Neuseeland zu finden, bin ich optimistisch genug zu glauben, daß diese Segmente in Zukunft unter Einschluß Chinas, Indiens, Südamerikas, der arabischen Länder und in enger Kooperation mit japanischen Forschern sich fortentwickeln können. In dem Maß, wie sich die literatur- / kulturwissenschaftliche Japanologie anderen Methodenfeldern und ihren Themen öffnet, wird ihr das historische Japan als Fallbeispiel im Konzert der Kulturwissenschaft einen Platz sichern.

Insofern gibt die japanische Vergangenheit eine Konstante ab, an der sich die historisch orientierten Segmente der Japanforschung auch in Zukunft werden artikulieren können. Je mehr diese Vergangenheit – gerade auch durch die Bemühungen japanischer Wissenschaftler – aufgearbeitet wird, desto mehr wächst die Notwendigkeit, interpretative Fragestellungen an sie heranzutragen, die nun bereits bekannte Daten in neuen Zusammenhängen erscheinen bzw. im Licht gegenwartsorientierter Problemstellungen bedeutsam werden lassen.

Es ist zu erwarten, daß die zu beobachtenden Tendenzen zur interdisziplinären Öffnung und Teilnahme an (Methoden)diskussionen, die weite Teile der Academia betreffen, an Dynamik gewinnen werden. Andererseits werden die Kernbereiche des Instrumentariums japanologischen Arbeitens für diese Segmente der Japanforschung konstant bleiben: Kenntnisse der historischen und aktuellen Formen der japanischen Sprache und die Frage ihres Erlernens werden auch in Zukunft eine elementare Rolle spielen.

---

21 Masao MIYOSHI: *Off Center*. Harvard University Press 1991: 11–12.